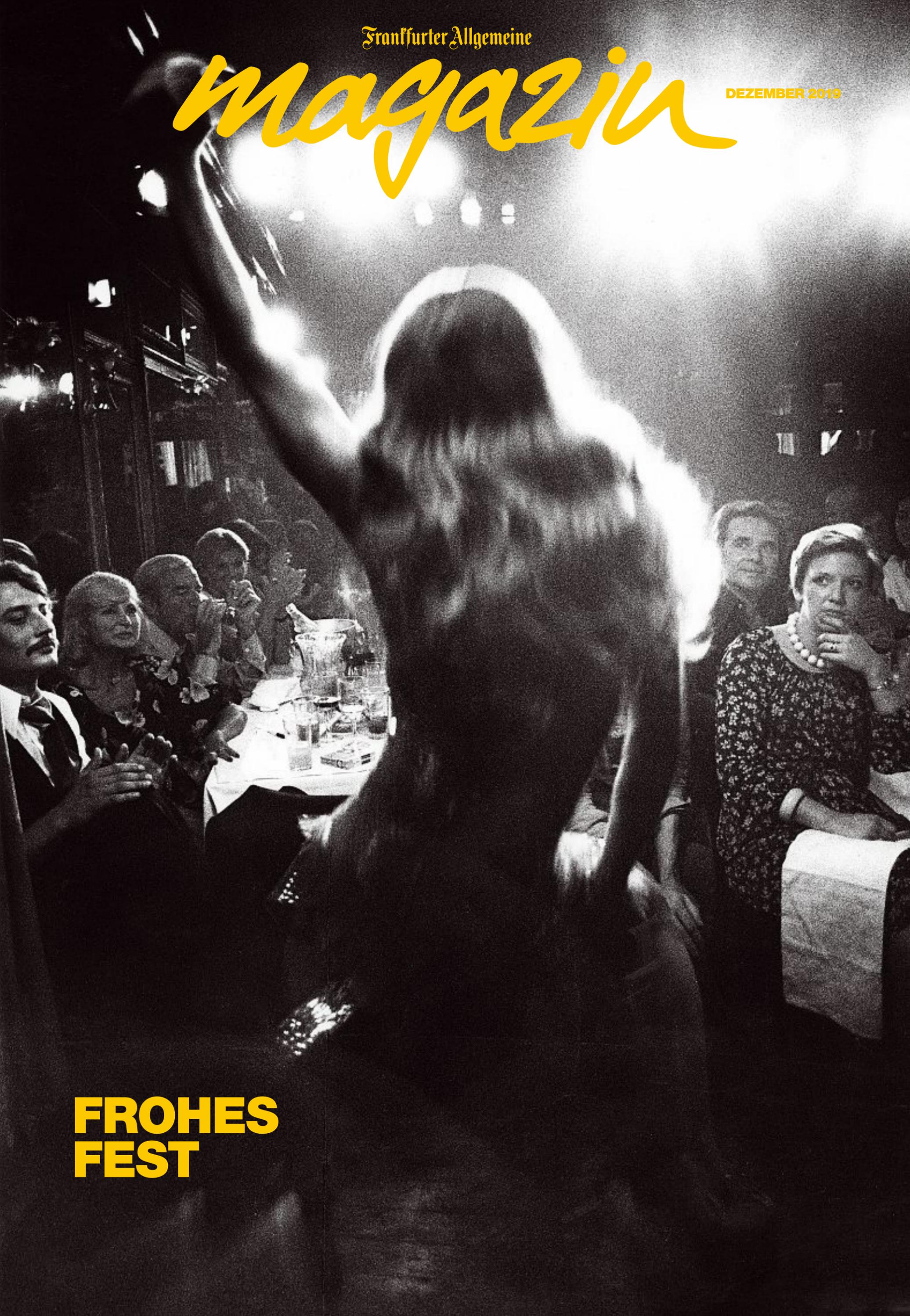


Frankfurter Allgemeine

Magazin

DEZEMBER 2019



**FROHES
FEST**



LES PARFUMS LOUIS VUITTON

GUCCI





CHANEL

#HANDBAGCHANEL19



E-BOUTIQUE. DIOR.COM

DIOR

BLICK ZURÜCK NACH VORN



Ja, schon bald ist Weihnachten, und das ist auch gut so. Denn die „stade Zeit“, wie meine Schwiegermutter selig sie nannte als Oberbayerin, die stille Zeit – das sind auch die Tage, in denen man nach vorn und zurück schauen kann. Nie war das so wichtig wie heute. Klingt kitschig, ist aber so. Denn wenn wir in unsere Zukunft schauen, also in all die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verwerfungen, die der Klimawandel mit sich bringen wird, dann ist ein Blick zurück angesagt. Ich meine noch weiter zurück, als Greta Thunberg oder Luisa Neubauer blicken können. In eine Zeit, als es noch nicht selbstverständlich war, heute Klamotten zu kaufen und sie morgen wegzuwerfen. Als noch gar keine Biotonnen nötig waren, weil man ohnehin alles verwertet hat. Als man noch in die Nordsee gesprungen ist statt in den Indischen Ozean. In den Urlaub zu fliegen: Diesen Luxus, den sich übrigens auch heute nur etwa ein Fünftel der Menschheit leisten kann, kannte man vor sechs, sieben Jahrzehnten noch gar nicht. Meine Mutter, 87 Jahre alt, hat noch nie in ihrem Leben in einem Flugzeug gesessen. Ihre Enkel schauen ungläubig, wenn sie das erzählt. Dann sagt sie: „Warum auch? Ich hab hier doch alles, was ich brauche.“ Und damit meint sie auch die Enkel, wenn die denn mal da sind und nicht gerade in den Urlaub fliegen. Wir wollen hier nicht zum Konsumverzicht aufrufen – die Champagnerkorken liegen auf dieser Seite schon noch Pars pro toto, Geld auszugeben ist keine Sünde, und der Wirtschaftskreislauf hält uns am Leben. Aber es geht ums Wie. Ich nehme das ausgelatschte Wort „nachhaltig“ nicht in den Mund. Sich auf ein paar alte Tugenden zu besinnen wäre dennoch nicht falsch, zum Beispiel gute Dinge zu kaufen, damit man lange was von ihnen hat, und nicht schlechte Sachen, damit sie bald in den Müll wandern. In der stillen Zeit, die vor uns liegt wie eine Chance, könnte man zum Beispiel mal Twitter, Facebook, Instagram und Tiktok ausschalten und sich mit Eltern und Großeltern unterhalten. Das hätte nicht nur die heilsame Folge, dass man wieder miteinander redet, statt wie so oft übereinander. Da könnte man dann auch aus Zeiten lernen, die gar nicht so weit von uns entfernt sind – weder, wenn man zurückblickt, noch, wenn man nach vorne schaut. *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Holger Appel, Sylvia Buchacher, Johanna Dürholz, Sebastian Eder, Leonie Feuerbach, Timo Frasch, Dr. Rose-Maria Gropp, Aylin Güler, Patrick Heidmann, Dr. Christiane Heil, Jasmin Jouhar, Dr. Eckhart Nickel, Petra Postert, Julika Reese, Boris Schmidt, Oliver Maria Schmitt, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinle, Quynh Tuan, Natalia Wenzel-Warckenin, Bettina Wögnay, Jennifer Wiebking, Walter Wille

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gieth

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg



MICHAELKORS.COM



PETRA POSTERT schreibt Bilderbücher, Romane und Radiogeschichten für Kinder. Für uns hat sich die Autorin, die in der Nähe von Düsseldorf lebt, eine Weihnachtsgeschichte ausgedacht (Seite 62), zu der sie sich von einem eigenen Weihnachts-erlebnis anregen ließ. Als in einem Jahr wegen heftiger Schneefälle keine Bäume mehr zu bekommen waren, fällte sie kurzerhand die einzige Fichte im eigenen Garten. Heute wächst an der Stelle eine Kletterhortensie.



OLIVER MARIA SCHMITT stieß bei seiner Reise durch die Champagne (Seite 72) in Urville mit Winzer Michel Drappier (links) auf die deutsch-französische Freundschaft an – so wie Charles de Gaulle und Konrad Adenauer einst mit Champagner von Drappier anstießen. Damals trank man viel süßer: „Extra Dry“ mit 16 Gramm Restzucker; während der „Grande Sendrée“, die Prestige-Cuvée des Hauses, mit gerade mal fünf Gramm Dosis auskommt.



BETTINA WEIGUNY, die deutsche und englische Literatur studierte, beim „Focus“ in München volontierte und dann aus Brüssel berichtete, ist seit 2001 Autorin im Wirtschaftsteil unserer Sonntagszeitung. Dort erscheint auch ihre Kolumne „Der Balance-Akt“ über Widrigkeiten im Berufs- und Familienleben. Mit der Luxusbranche kennt sie sich ebenfalls aus. Für uns beschreibt sie daher die Widrigkeiten des boomenden Online-Handels. (Seite 46)

FOTOS: HELMUT FRICKE, JAN MAL, PRIVAT (3)

MITARBEITER

BARBARA KLEMM, von 1970 bis 2005 Redaktionsfotografin dieser Zeitung, arbeitet immer weiter; ihre Fotos von der Biennale in Venedig waren in unserem Oktober-Heft zu sehen. Für diese Ausgabe ging sie ins Archiv. Dort fand sie viele Bilder, die noch nie veröffentlicht wurden. Hier sind sie zum ersten Mal zu sehen (Seite 30). Am 27. Dezember wird Barbara Klemm übrigens 80 Jahre alt, aber das nur am Rande.



ECKHART NICKEL, der zuletzt für seine kulinarische Dystopie „Hysteria“ den Friedrich-Hölderlin-Förderpreis erhielt, ist dank seiner familiären Herkunft aus dem Vogtland Spezialist für sogenannte Grüne Klöße, die händisch aus roh geriebenen Kartoffeln geformt werden. Die hierfür erforderliche Kurbelreibe wird von Generation zu Generation weitergegeben. In der Lohrbergschänke bestellt sich der Frankfurter Schriftsteller daher immer sein Lieblingskindergericht: Kloß mit Soß. Er ist also der ideale Berichterstatter für ein vorweihnachtliches Abendessen bei Tobias Rehberger (Seite 66). Denn der Künstler, am gleichen Tag geboren wie Nickel, stellte auch Gerichte aus dem Böhmerwald auf den Tisch – wegen seiner familiären Herkunft.





NEU

Plant Gold

L'OR DES PLANTES

& Clarins Aromaphytocare

Wohltuende Pflanzenextrakte und aromatische ätherische Öle in vollendeter Harmonie: Die Gesichts- und Körperpflegelinie Aromaphytocare vereint Wirksamkeit und 100% Wohlbefinden. Die Clarins Innovation Plant Gold, ein 2-Phasen Öl-Fluid für das Gesicht, revitalisiert Ihre Haut und schenkt absoluten Komfort.

CLARINS.COM

Alles nur für Sie.

CLARINS



Was lesen an den Feiertagen? Wir haben viele Vorschläge. Einer davon: die „Polaroid Diaries“ von Linda McCartney. (Seite 60)



Whisky, Parfum oder Handcreme: Wir haben acht Wunschzettel zu Weihnachten zusammengestellt. (Seite 48)



ZUM TITEL

Barbara Klemm fotografierte die Tänzerin im Lido in Paris im Jahr 1977.

- 15 SIMON SCHWARTZ
- 26 MICHEL FRIEDMAN
- 66 TOBIAS REHBERGER
- 80 SACHA PROST
- 82 MATTEO MARZOTTO

GEMÜTLICH Keine Lust auf neue Serien: Comfort Binging ist wahre Entspannung. *Seite 20*

EINDRÜCKLICH Der Fotograf Perry Kretz zeigt Gesichter der Gewalt. *Seite 23*

LEICHTFERTIG Braucht es so viel Verpackung? Ein Treffen mit dem Chef von Mytheresa. *Seite 46*

DOKUMENTARISCH Tom Kiefer fotografiert, was Migranten in Arizona genommen wird. *Seite 44*

ERFINDERISCH Ein israelisches Designerduo hat einen besonders leichten Stuhl entworfen. *Seite 58*

ABENTEUERLICH Der persische Golf ist politisch umstritten, aber für Reisende reizvoll. *Seite 78*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 21. Dezember bei. **Im Netz:** www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Aktivistinnen: Hanna Seidel (links) und Ida Marie Sassenberg haben 100.000 Unterschriften gegen Upskirting gesammelt – nicht die einzige feministische Online-Petition, die in diesem Jahr erfolgreich war. (Seite 72)

FOTOS: VALENTIN JECK, DOMINIK GIERKE, WOLFGANG BILMES, HERSTELLER, ILLUSTRATION: ISTOCK

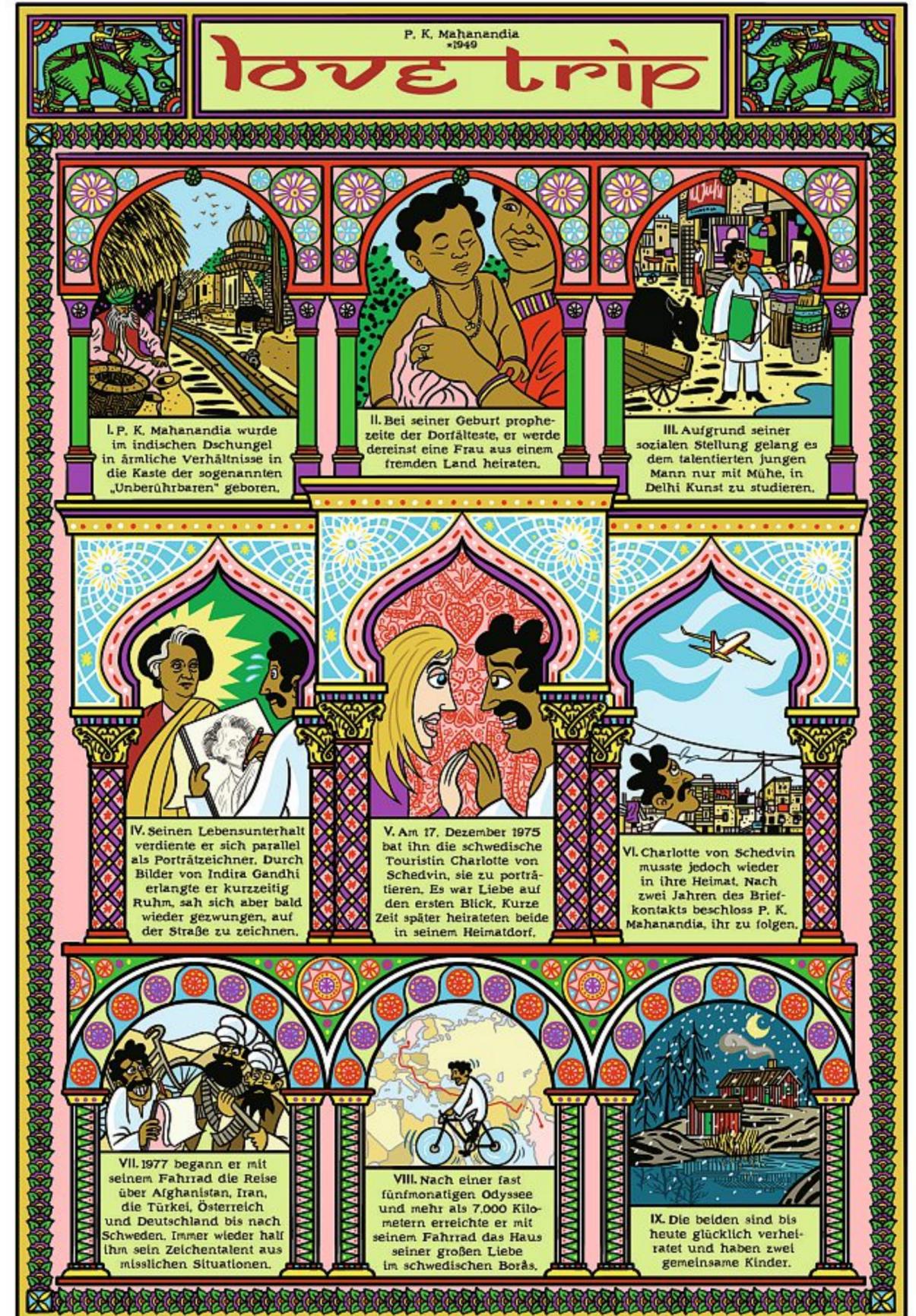


Judi Dench als Katze: Den Musical-Klassiker „Cats“ gibt es bald auch als Film. Wir waren bei den Dreharbeiten dabei. (Seite 56)



MESSIKA

PARIS





+ SWISS MADE

L É M A N D E N U I T

Der Zauber von Léman de Nuit liegt im gekonnten Spiel mit Licht und Schatten, das an die glitzernde Oberfläche des Genfersees an einem festlichen Abend erinnert. Unter dem durchscheinenden, dunklen Lack entfaltet sich der elegante Schimmer einer Guillochierung mit Clou-de-Paris-Motiv. *Erhältlich als Füllfederhalter, Tintenroller, Kugelschreiber und Minenhalter.*

Caran d'Ache. Exzellente Swiss Made-Qualität seit 1915.

CARAN D'ACHE
Genève

carandache.com

PRÊT-À-PARLER



SCHOKOLADE GEHT DOCH NICHT IMMER

Wir holen Weihnachten zurück auf den Teppich, nein, auf den Boden, von dem sich niemand sicher ist, ob es nun Linoleum ist oder nicht. Egal, mehr *realness* macht sich auch zu Weihnachten gut, weshalb wir die festliche Pracht auf grauem Plastik niemandem vorenthalten wollen.

Probiert haben wir die Weihnachtsschokolade natürlich auch, und wer sich vorstellt, dass wir in gemütlicher Runde in der Redaktion herumlümmeln und Leckereien in uns reinstopfen, hat zwar nicht ganz Unrecht. Doch Weihnachtsschokolade schmeckt ja leider, auch das ist traurigerweise *very real*, oft schon beim ersten Stück nach Reue und Übersättigung.

Die ganze Adventszeit über wird man bombardiert mit Glühwein, Stollen, Dominosteinen, Marzipankartoffeln, Zimsternen – da soll an Weihnachten noch mal jemand Lust auf Schokolade bekommen! Den meisten Leuten ist schon an Heiligabend schlecht. Abgefüllt mit Bratensoße, Eierlikör und Süßigkeiten schwabbeln man durch die Feiertage, futtert sich an Silvester noch schnell eine Grundlage für die Party an, um dann das neue Jahr endlich – endlich! – mit guten Vorsätzen für eine gesunde Ernährung zu beginnen.

Einige der hier abgebildeten Weihnachtsschokoladen waren nichtsdetrotz schmackhaft, mal ganz abgesehen von den hübschen Verpackungen. Dafür fiel der schöne Satz „Macht satt“ (8, 12). Und auch wenn das definitiv stimmt, ist eine sättigende Weihnachtsschokolade ergiebig, aber nicht unbedingt empfehlenswert, vor allem dann nicht, wenn man danach noch zwölf weitere Weihnachtsschokoladen probieren will. Wer sich aber Mahlzeiten für die nächsten 36 Stunden sparen möchte, der liegt hier goldrichtig.

Aussehen ist, wie wir alle wissen, und gerade zu Weihnachten, nicht alles. So waren ausgerechnet die stylischen, hippen, jungen Schokoladen der stylischen, hippen, jungen Lindt-Sorte Hello! (2) eine Enttäuschung – es sei denn, man mag es, wenn die Weihnachtsschokolade nostalgischerweise an Cocktaillirschen und Hubba Bubba erinnert. Na ja, ist vielleicht eine Abwechslung zum ewig Schokoladigen.

Tatsächlich scheint „künstlich“ ein Geschmacksattribut zu sein, das Weihnachtsschokoladenhersteller anstreben (5). Das Weihnachtsgewürz scheinlich, Kardamom, wird bis zum Abwinken ausgekostet (3). Die Biovarianten (4, 9) sind, ähnlich der veganen Schokolade (10), eine kulinarische Erholung im Weihnachtsschokoladenberg. Und Schokolade, die nach Christmas Pudding schmeckt, ist ein Trip nach England für die Zunge (6).

Dafür schmecken Sorten, die besonders festlich daherkommen (1, 11, 13) vor allem nach etwas, das man sonst vor lauter Weihnachtsgewürz und Glitzer und Streusel kaum schmeckt: Schokolade. Anderes ist ein bisschen zu teuer und ein bisschen zu cremig, aber tatsächlich: ein feierlicher Genuss (7). (jdbz.)

Foto Frank Röth



SNEAK AROUND (14) NIKE AIR JORDAN 1 OBSIDIAN

Für Nike Air Jordan war 2019 ein gutes Jahr. Noch nie habe ich so viele Jordans gekauft wie in den vergangenen Monaten – vor allem der Air Jordan 1 hat es mir angetan. Grund genug, die letzte Kolumne des Jahres einem meiner Höhepunkte zu widmen. Nicht nur für mich sind die Basketballschuhe ein Highlight: Viele Sneaker-Fans bezeugen, dass ihre Sammelleidenschaft mit dem 1er Jordan begann und sie dazu brachte, weitere Modelle zu kaufen. Insbesondere die OG-Colorways, die Basketball-Legende Michael Jordan auf dem Feld trug, sind sehr beliebt. An diesen Modellen hängen wichtige Momente des Basketball-Sports, die viele gerne teilen.

Die Geschichte der Marke Air Jordan ist eng mit dem Werdegang von Michael Jordan verflochten. Denn die Marke wurde nicht einfach nur von Nike gekauft, sondern 1984 eigens für die Basketball-Legende gegründet. Schon zu Beginn seiner Karriere wurde er als Testimonial verpflichtet. Noch im selben Jahr erschien dann der erste Air Jordan 1. Nike setzte den Preis auf 65 Dollar pro Stück fest, was für diese Zeit sehr hoch war. Dennoch waren sie so schnell ausverkauft wie heute.



Der erste Jordan 1, der eine ganz besondere Geschichte erzählt, ist der „Banned“, auch als „Bred“ oder „Black and Red“ bekannt. Dieses Modell wird als „gesperrt“ bezeichnet, da die Schuhe gegen einheitliche Regeln der Basketball-Liga verstießen. Das führte zu einer Geldstrafe von 5000 Dollar pro Spiel für Michael Jordan – und legte gleichzeitig den Grundstein für die Sneaker-Kultur, wie wir sie heute kennen.

Mein Nike Air Jordan 1 Obsidian ist im August 2019 herausgekommen. Er erinnert an die legendäre College-Zeit von Michael Jordan an der University of North Carolina. Schon in seinem ersten Jahr wurde sein herausragendes Talent deutlich. 1982 war er einer der wichtigsten Spieler und gewann die nationale Hochschulmeisterschaft. Wie auch die Trikots des College-Teams kommt der Obsidian in dunklen und hellen Blautönen, mit klassischem Weiß als Kontrast. Standesgemäß wurde der Air Jordan 1 mit dem berühmten Wings-Logo an der Seite geschmückt.

Auch die Kooperationen von Air Jordan sieht der Sneakermarkt als relevant an. Die 1er Jordans, die in Zusammenarbeit mit dem Rapper Travis Scott erschienen, gibt es zur Zeit nur teuer im Resell zu kaufen, also im Wiederverkauf. Der Zweitmarkt wird überschwemmt von Angeboten zu horrenden Preisen. Auf Sneakerbörsen wie StockX muss man für manche Größen fünfstelligen Summen zahlen. Ich kaufe meine Sneaker nur ungern im Resell. Lieber probiere ich mein Glück bei Raffles, also Verlosungen. Und falls ich kein Glück habe, steht der nächste Sneaker-Release schon vor der Tür. *Aylin Güler*



LANDET NICHT AUF DEM MÜLL

Es hat sich nicht in Luft aufgelöst! Nach mehr als einem Jahrzehnt in der Luft ist der Großteil eines ausrangierten Airbus A 340-600 zu Lifestyle-Produkten verarbeitet worden. Da das Fahrwerk noch voller hochwertiger Materialien steckt, wäre eine Entsorgung aller Bestandteile viel zu schade gewesen. Warum also nicht einige Elemente für neue Zwecke wieder- und weiterverwerten?

Fast zehn Wochen lang wurde die alte Maschine in Teruel (Spanien) fachgerecht zerschnitten und zerlegt, nachdem ein Team aus Produktdesignern sie vorher genau inspiziert hatte. Beindruckende 92 Prozent des Flugzeugs konnten schließlich recycelt werden. Die brauchbaren Komponenten wurden neu aufbereitet. Aus ehemaligen Business-Class-Decken entstanden Taschen, Sportbeutel und Rucksäcke. Mit an Bord der ersten Lufthansa Upcycling Collection sind Schlüsselanhänger aus Flugzeughaut und Möbelstücke wie ein Beistelltisch aus einem Vorflügel oder eine Bar aus Fenstersegmenten. „Wir konnten etwas vom Wesen der Maschine erhalten und vielen ausrangierten Materialien in anderer Form ein zweites Leben

schenken“, sagt Sebastian Riedle, Geschäftsführer der Miles & More GmbH. Die Idee sei von Kunden gekommen, die immer wieder nachgefragt hätten, ob es nicht auch Lufthansa-Produkte aus Original-Flugzeugteilen gebe.

Fans können nun also ein Stück Luftfahrtgeschichte mit in den Alltag nehmen, immerhin war der Airbus bei seiner Einführung 2001 mit mehr als 75 Metern das längste Passagierflugzeug der Welt. Deshalb lieferte er auch besonders viel wiederverwendbares Material. Selbst der gelbe Kranich landet noch auf den meisten Produkten.

Bei der Herstellung wurden möglichst wenig neue Rohstoffe verwendet. „Im Hinblick auf Nachhaltigkeit war es uns besonders wichtig, dass alle Kollektionsteile in Europa gefertigt werden“, sagt Christina von Dewitz von Miles & More. Neue Materialien wie das Leder-Element des Messenger-Backpacks wurden ökologisch und fair produziert. Upcycling, also die Aufbereitung existierender Materialien zu Designstücken, kann auch als Reaktion auf die Wegwerfmentalität verstanden werden. Und Flugzeuge sind einfach zu schade zum Wegwerfen. *Julika Reese*

PRÊT-À-PARLER

UNSERE SPITZENFRAU

„Das Kleid war'n Knaller“, freute sich Lena Meyer-Landrut auf Instagram über ihren Auftritt bei der Bambi-Verleihung im November. Bei der Veranstaltung hoffte die Sängerin auf den Publikumspreis, den dann der Kollege Max Giesinger mit nach Hause nehmen durfte. Aber dafür war ihr Look mal wieder preisverdächtig.

Das hauchzarte Glitzerkleid der Achtundzwanzigjährigen wurde an dem Abend in Baden-Baden vermutlich am häufigsten fotografiert. Und es begeisterte auch die Leser von FAZ.NET: An unserem Voting, das wir bei solchen Anlässen im Stil-Resort veranstalten, nahmen 12.808 Leser teil – und mit einer relativen Mehrheit von immerhin zwölf Prozent lag Lena vorne, weit vor Eva Padberg, Franziska Knappe und Sylvie Meis.

Der elfenbeinfarbene Traum aus Tüll und Spitze stammt von Kaviar Gauche. Alexandra Fischer-Roehler und Johanna Kühl sind für fließende Silhouetten mit romantischen Details bekannt. Die Trägerin ihrer Entwürfe darf sich wie eine Prinzessin fühlen, aber wie eine moderne. Die Mode der Berliner Designerinnen ist klassisch feminin, aber eben auch zeitgemäß lässig. In ihren Kleidern wirkt man trotz filigranem Stoff nicht zerbrechlich, sondern stark und selbstbewusst. „Sinnlich, leicht, aufregend“, so beschreiben die Designerinnen selbst ihren Entwurf. „Wir finden, dass Lena wunderbar verkörpert, was wir mit der Kollektion ausdrücken wollten.“

Feiner Stoff, leuchtende Highlights, drapierte Details: Dieses Kleid nimmt sich zurück und ist doch voll da. „Wir wussten, dass es Aufmerksamkeit erregen wird, und Lena sah wirklich toll aus. Die Transparenz ist Teil des Kollektionsstücks, verhüllt aber die richtigen Partien.“ Die große Kunst der Leichtigkeit – hier sieht sie mal aus, als wäre sie gar nicht so schwer. *Julika Reese*



FOTOS: AYLIN GÜLER, AWP, LUFTHANSA



ALPINE EAGLE

Mit seinen klaren eleganten Linien ist Alpine Eagle die zeitgemäße Interpretation einer Vorgängerkone. Das Chronometer zertifizierte eigene Automatikwerk Chopard 01.01-C ist in ein 41 mm Gehäuse eingebettet. Dieser bemerkenswerte Zeitmesser ist aus Lucent Stahl A223 gefertigt, einem exklusiven, extrem widerstandsfähigen Metall, dem Resultat von vier Jahren Forschung und Entwicklung. Er ist der Beweis für die herausragende uhrmacherische Kompetenz unserer Manufaktur.

Chopard

THE ARTISAN OF EMOTIONS – SINCE 1860

CHOPARD BOUTIQUE FRANKFURT
Goethestrasse 16, +49 (0)69 92887880



Auch Giorgio Armani ist nun dabei. Viele Luxusmarken bieten längst Schmuck an – er beginnt erst jetzt damit, denn bisher war Schmucklosigkeit sein schönster Schmuck. Diese Ohrhänge der Serie „Si“ aus Weißgold, Diamanten und Onyx beweisen aber, dass sich auch ein Minimalist schlicht und einfach treu bleiben kann.

PRÊT-À-PARLER

ICH BINGE, ALSO BIN ICH!

„Was schaut du denn gerade?“ Abgesehen davon, dass man nach Ansicht vieler Menschen offenbar immer gerade irgendeine Serie schaut, ist das eine Frage, die mich in Verlegenheit bringt. Fragt man mich, während ich in meinem Alltagstrott dahinwabere, irgendwo zwischen Schlafmangel, Deadlines und Schreibtischstuhlrücken, dann kommt es nämlich vor, dass ich ehrlich sein muss. „Noch nicht gesehen“, sage ich, wenn es um „Skylines“ geht. Oder: „Hänge noch in Staffel 1“, wenn jemand die neuen Folgen „Narcos“ diskutieren will. Nervensägen bohren dann nach: „Wie, DU hast DAS noch nicht gesehen?“

Ehrlich gesagt, die Antwort lautet in der Regel: Nein. Und wenn man fragt, was ich denn stattdessen schaue, druckse ich herum und sage: „Nichts.“

Dabei ist das eine Notlüge. Ach, wäre doch die schöne Wahrheit ein Nichts! Die wirkliche Wahrheit nämlich ist noch viel schnöder, öder, blöder als dieses Nichts, das man mit gutem Willen noch als lässige Anti-Haltung dem gedankenlosen Kulturkonsum gegenüber verstehen könnte. Denn die Wahrheit ist: Ich schaue gerade „Friends“. Und „Gilmore Girls“. „Frasier“. Und, ganz wichtig: „Parks and Recreation“. Ich kenne sie alle genau, denn ich habe viele der Folgen nicht ein-, nicht zwei-, eher fünfmal gesehen. Bei „Friends“ würde ich sogar sagen: zwanzigmal, locker. Denn, ganz ehrlich: Es gibt kaum etwas Schöneres als diese ewigen Wiederholungen. Nichts Schöneres unter der Sonne, äh Sofadecke, als dieses Gefühl von: angekommen (also auf dem Sofa), ausgestreckt, Glotze an und dann bitte nichts Unbequemes! Kein Blut, kein Drama, bloß keine echten Probleme! Und die, die kommen (Trennung von Ross und Rachel, Break oder kein Break von Ross und Rachel oder, Klassiker: Ross nennt Rachels Namen auf der Hochzeit mit einer anderen Frau), die möchte ich bitte alle schon kennen, auf die bin ich vorbereitet. Da gibt's keine Überraschungen mehr, außer der, dass ich noch immer über einige Gags sehr lachen kann, nach all den Jahren.

Dieses Phänomen hat übrigens einen Namen, einen besonders schönen und passenden: „Comfort Binging“. Kommt vom „Binge-Watching“, also eine Serie Folge für Folge durchzuschauen, wegzukonsumieren. Was sich spätestens durch das kleine Fenster „In zehn Sekunden beginnt Folge x“ von Netflix flächendeckend in hiesigen Wohnzimmer etabliert hat. Und Comfort-Bingen ist dann eben das besonders komfortable Binge-Watching. Logisch.

Comfort-Binger können jeden „Friends“-Dialog auswendig, lieben die Film- und Musikreferenzen der „Gilmore Girls“ und haben auch einen Sinn fürs Häusliche, Gemütliche, ja: Spießige. Ich wurde in dieser Hinsicht früh auffällig. Abends, bevor ich zu Bett ging, schlich ich oft lange an meinem Bücherregal entlang. Ich hatte nicht immer etwas Neues zu lesen. Und wenn, dann waren das

oft die etwas schwereren Bücher oder die von Autoren, die ich nicht kannte. Die blieben liegen. Es gab natürlich solche, die waren eine sichere Bank: Enid Blyton. Astrid Lindgren. Michael Ende. Paul Maar. Cornelia Funke. Besonders gut fand ich die Reihen. In den Ferien radelte ich in die Stadtbibliothek und lieh mir alle „Geheimnis“-Bücher aus, die in meinen Fahrradkorb passten. Ich machte dann das, was ich Ganzlesung nenne: Alle Bücher, der Reihe nach, hintereinander weg verschlingen. Die guten Staffeln kamen dann in den nächsten Ferien wieder dran. Die „Geheimnis“-Bücher habe ich, bevor ich diesen Text schrieb, tatsächlich auch noch einmal alle gelesen. (Das geht zum Glück recht schnell.)

Sind Menschen, die comfort-bingen, Banausen? Verkennen sie Kunst, verschmähen sie Neues? Nein. Sie sind, könnte man sagen, Kulturkonservative. Eigentlich ist das Comfort-Bingen nur eine Art des Rückzugs, eine Biedermeier-Einstellung gegenüber schnelllebigem Konsum. Als ich vor einer Weile krank im Bett lag, schaute ich „Stranger Things“, eine phantastische Serie, innerhalb weniger Tage komplett. Anstatt mich auf neue Folgen zu freuen, ihnen entgegenzufeiern, wie es im Zeitalter analogen Fernsehens vielleicht noch möglich gewesen wäre, konsumierte ich sie einfach weg. Schade, dachte ich hinterher. Die Serie hatte mich doch eigentlich gepackt – und irgendwie hatte ich sie einfach so verstreichen lassen. Ohne Rituale. Ohne jemanden, mit dem ich zusammen geschaut und alles hätte besprechen können.

Auch beim Lesen ertappe ich mich oft dabei, dass ich nach Abschluss des einen Romans gleich (Ariana-Grandestyle) denke: Thank you, next! Her mit der neuen Unterhaltung, mit der neuen Ablenkung, dem Anlass, mitreden zu können in einer Welt, in der man selten innehält, Luft holt, atmet, denkt – und nichts tut. Man konsumiert Bücher wie Filme wie Serien wie Podcasts: fürs Grundrauschen. Wenn man oft comfortbinget, auf die Bequemlichkeit der Wiederholung setzt, dann entfaltet er sich zuweilen wieder: der Zauber des Anfangs.

Als ich etwa mein erstes Harry-Potter-Buch in die Hände bekam, gab es kein Halten mehr. Das Warten auf die nächsten Bände war natürlich besonders schön! Ich erinnere mich auch noch daran, dass ich „Matilda“ von Roald Dahl geschenkt bekam, als ich zu jung war, die Erwachsenen fanden die Geschichte zu wild. Irgendwann steckte ich meine Nase heimlich hinein – und war hin und weg! Oh, diese Matilda, sie war so klug und eine so tolle Heldin und Fräulein Honig so sanft und Fräulein Knüppelkuh solch ein Scheusal. Noch dazu hatte das Buch eine ordentliche Länge! Es wanderte nach der ersten Lektüre postwendend auf den Stapel der Bücher, die man comfort-bingen kann. Ein echte Bereicherung. *Johanna Dürrholz*

„STERNHAGELVOLL IST AUCH SCHÖN“

Herr Schweins, was ist Ihr Lieblingswort?

Vielleicht Tausendsassa. Das ist ein Wort, das schon beim Aussprechen Funken sprüht. Es hat etwas Lautmalerisches, hat die 1000 drin, die verheißt Großes, wie in 1001 Nacht. Französische Jäger sagen „Sassa“, wenn der Jagdhund losrennen soll. Es steckt also ein Aufruf im Wort, zur Jagd, zum Sieg. Die Synonyme zu Tausendsassa, wie Alleskönner oder Multitalent, sind dagegen langweilig. Die Österreicher sagen immerhin Wunderwuzzi – das klingt auch gut.

Wie kamen Sie darauf, über die schönsten, schrägsten und lustigsten Wörter der deutschen Sprache zu schreiben?

Ich bin Verleger, und mir begegnen ständig besondere Wörter. Seit ich ein Kind war, lache ich gerne über Sprache, mache mir Gedanken: Warum berührt mich dieses Wort, wo kommt es her? Ich denke da auch viel in Bildern.

Im Deutschen entstehen Wörter oft durch Zusammensetzung: Kindskopf, Schadenfreude, Kammerspeck. Gibt es deshalb mehr lustige, lautmalerische Wörter als in anderen Sprachen? Ja! Die Zusammensetzungen machen im Deutschen einen großen Teil der besonderen Wörter aus, in denen lautmalerisches Potenzial steckt. Die Addition macht Wörter stark, gegensätzlich, anziehend. Schön ist auch „sternhagelvoll“, eine volkstümliche Bezeichnung fürs Betrunkensein. Da stecken gleich drei Wörter drin. Die Deutschen



haben mehr Wörter für den Rausch als die Inuit für Schnee: abgefüllt, hackedicht, stockbesoffen, stramm. Für mich ist „sternhagelvoll“ die Queen unter diesen Wörtern! Wo es herkommt, ist nicht ganz klar. Vielleicht von den Sternen, die Betrunkene sehen.

Gibt es viele Wörter, deren Ursprung unklar ist?

Ja, vor allem bei den modernen Zusammensetzungen, etwa Kulturbeutel. In dem stecken ja nicht Bücher und Malerpinsel, sondern Nagelschere und Wattestäbchen. Oder Arschkarte. Das kommt vermutlich, weil die Rote Karte beim Schiedsrichter in der hinteren Hosentasche steckt, aber sicher ist man nicht.

Welche Wörter haben es nicht in Ihre Auswahl geschafft?

Zum Beispiel Ohrenkneifer, Hasenscharte, Heimtücke. Die habe ich von der Liste gestrichen, weil sie nicht schön sind, keine schönen Assoziationen hervorrufen. Es muss nicht immer ästhetisch sein, aber zumindest skurril, lustig. Als nächstes würde ich gerne ein Buch über versunkene Wörter schreiben, wie zum Beispiel Bandsalat.

Die Fragen stellte Leonie Feuerbach.



Michael Schweins ist Germanist und leitet den Verlag arsEdition. Mit Norbert Golluch hat er das Buch „Bei dem Sauwetter packt mich das Fernweh“ geschrieben, das bei Piper erschienen ist.



SITZSYSTEM ALEXANDER | DESIGN RODOLFO DORDONI

ENTDECKEN SIE MEHR BEI MINOTTI.COM/ALEXANDER

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
Minotti M Ü N C H E N BY EGETEIMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
PLZ 01/12/31/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR GOESCHEN - T. 09131 4057047 - MAIL@AGENTURGOESCHEN.COM

Minotti


 PIQUADRO


Max Verstappen

Aston Martin Red Bull Racing driver



Sicherheitszone: Bei US Marshals, die Kronzeugen in Mafia-Prozessen bewachen mussten, waren Fotografen nicht gern gesehen. Perry Kretz gelang trotzdem ein Bild vom Abtransport eines ehemaligen Mafioso.

PERRY KRETZ GEHT DER WELT AUF DEN GRUND

Die Szene ist bizarr. Ein idyllischer Garten irgendwo im Süden, weiße Mauern, grüner Rasen, schattenspendende Bäume. Mittendrin ein leuchtend blauer Pool. Es könnte ein Ferienvilla in Mallorca sein oder in Miami – lägen am Beckenrand nicht neben einem Paar Sandalen sechs Maschinenpistolen auf den Fliesen. Und reckte der Mann, der im Pool steht, nicht eine weitere Schusswaffe in einer Triumph-Geste in die Höhe. Der Mann holt Relikte des einstigen Hausherrn hervor, eines Sohns des kongolesischen Diktators Mobutu Sese Seko, den die Rebellen im Mai 1997 aus seinen Häusern und seinem Land vertrieben, das er jahrzehntlang geplündert hatte. Das Bild von Perry Kretz wurde im Jahr darauf mit einem Preis der World Press Photo Foundation ausgezeichnet.

Bei Perry Kretz geht es immer wieder um Spuren der Gewalt, Gesichter der Gewalt. Um Leben und Tod. Das ist in seinen Bildern so, bei Drogenrazzien, Mafia-Kronzeugen und verdeckten Ermittlern, beim Horror des Genozids in Ruanda und im Anti-Terror-Krieg in Afghanistan und Guantánamo. Und es ist bei ihm selbst so. Am 15. September 1971, Kretz berichtete für den „Stern“ über den Vietnam-Krieg, war er in einem Nachtclub in Saigon, als dort eine Bombe explodierte. 15 Menschen kamen ums Leben, 57 wurden verletzt. Kretz überlebte, trug aber einen bleibenden Hörschaden davon.

Perry Kretz wurde 1933 in Köln geboren. Er trieb sich als Kind auf dem Schwarzmarkt herum, wanderte dann als Siebzehnjähriger nach New York aus. Er belegte Journalismus-Kurse und sammelte Wetteinsätze für die Mafia ein. 1953 zog er für die Vereinigten Staaten in den Korea-Krieg – als Army-Fotograf. Später arbeitete er für die „New York Post“ und die Bildagentur Keystone, danach war er jahrelang Fotoreporter für den „Stern“. Nun ist eine Auswahl seiner Bilder in dem Band „Perryworld“ zu sehen.

Von Leuten, die mit ihm unterwegs waren, wird Kretz als Hitz- und Dickkopf beschrieben – aber auch als ein Mann, der es schaffte, Ton und Sprache der Gangster, Drogenhändler, Ermittler, Militärs so perfekt zu treffen, dass er schnell zu einem Teil ihrer Welt wurde und sie ihm ungewöhnliche Einblicke ermöglichten. Im Bürgerkrieg in Nicaragua gelang es Kretz, das Vertrauen beider Kriegsparteien zu gewinnen, der Sandinisten und des Diktators Somoza. Seine Aufnahmen machten die Menschen hinter den Namen lebendig, brachten ihre Charakterzüge ans

Licht – wie beim Bild des selbstsicheren Somoza im Exil in Paraguay, kurz bevor er dort ermordet wurde. Oder beim selbstgefälligen Jean-Claude „Baby Doc“ Duvalier, Diktator des Karibikstaats Haiti, mit Frau am Pool, großmütig, stolz, ganz mondäner Gastgeber im Elend seines Landes.

Kretz fotografierte Street-Gangs in New York (wofür er ebenfalls einen World-Press-Photo-Preis bekam) und Drogensüchtige in Philadelphia, Straßenkinder in Bogotá und Gefängnisinsassen in der „Death Row“. Es sind manchmal schockierend brutale Szenen, intensiv und direkt, aus Lebenswelten, die sonst oft verborgen bleiben.

Dass dazwischen in dem Band auch Celebritys wie Marlene Dietrich oder Marilyn Monroe glänzen, lässt diese Welten nur noch verstörender wirken: ein Kindersoldat in Kinshasa, in dessen Hand mit lockerem Griff ein Schnellfeuergewehr baumelt, vier Dorfbewohner in Mexiko, die nach einer Drogenrazzia mit erhobenen Händen auf dem Boden knien, die Blicke verloren, gleichmütig, fatalistisch. Kretz zeigt die Posen der Menschen und auch ihre Verletzlichkeit. Und manchmal beides zugleich. *Bernd Steinle*

Donald Schneider (Hrsg.): Perryworld. Perry Kretz War Photographer. Sturm und Drang, 44 Euro.



Illusionskunst: Das Künstler-Duo Siegfried & Roy macht 1976 einen Ausflug in die Wüste nahe Las Vegas.

PRÊT-À-PARLER

Der Magier hat auch das erfunden: Salvador Dalí schuf ein Tarot-Spiel, das ungeahnte Aspekte irrationaler Erkenntnis aufdeckt.



DIE KARTEN WERDEN NEU GEMISCHT

Das Tarot ist, schlicht betrachtet, ein sehr alter Satz von 78 Spielkarten in vier Farben: Stäbe, Münzen, Kelche und Schwerter. Die Magie des Tarot beginnt da, wo die Karten große und kleine „Arkana“ heißen. Geheimnisse eben. Man kann sie auslegen wie eine Patience, in einer eher alltagstauglichen Version als Hilfe zu psychologischer Einsicht – viel aufregender natürlich als Wahrsagekarten.

Was Wunder, dass sich Salvador Dalí davon animiert sah, als surrealistischer Meister der „paranoisch-kritischen Methode“ im bewussten Umgang mit dem Unbewussten. Der Legende nach soll ihn Albert Broccoli, der Produzent der James-Bond-Filme, Anfang der Siebziger mit einem Tarot-Deck für den Film „Live and Let Die“ beauftragt haben, wo das Medium Solitaire dem bösen Dr. Kananga die Zukunft aus den Karten liest. Der Deal soll geplatzt sein, angeblich wegen Dalís Honorarvorstellung.

Aber die Tarot-Karten gibt es, vielleicht auch weil Dalís Frau Gala mit ihren spirituellen Neigungen da Anteil nahm. Es erschien schließlich 1984 eine limitierte Ausgabe, die längst vergriffen ist. Jetzt hat der Taschen-

Verlag dieses Set wieder aufgelegt, und das hat Klasse. Dalí hat aus den Kartenbildern einen Parforceritt durch die Kunstgeschichte gemacht, in abenteuerlichem Synkretismus. Sich selbst verehlicht er als „Der Magier“, über ihm die Bögen der Sainte-Chapelle in Paris, vor ihm ein Abendmahlstisch. Gala erscheint als „Die Herrscherin“. Nicholas Hilliards Bildnis eines „Jünglings unter Rosen“ steht als „Der Gehängte“ auf dem Kopf, und für „Die Königin der Kelche“ dient Jean Clouets Porträt der Elisabeth von Österreich, Königin von Frankreich, der Dalí einen Schnurr- und Ziegenbart malt wie sein Kollege Marcel Duchamp der Mona Lisa. Die Karten des Spiels sind in einer lilafarbenen Kassette gebettet, der Hauch von Luxus ist der künstlerischen Gestaltung angemessen. Mit ihr fügt Dalí dem Tarot bisher ungeahnte Aspekte hinzu auf dem von ihm geschätzten Weg der irrationalen Erkenntnis. Es gilt also – keine Angst vor wilden Karten! (rmg.)

Dalí Tarot. 78 Karten. Mit einem Begleitheft über die Entstehung des Decks und Anleitungen zum Tarot von Johannes Fiebig. 184 Seiten, 50 Euro.

PRÊT-À-PARLER

SOFIA SANCHEZ DE BETAK STEHT AUF SCHUHE

Sie verspätet sich leicht, hat aber eine gute Ausrede. „Entschuldigung, ich habe seit New York nichts mehr gegessen“, sagt Sofia Sanchez de Betak. New York ist weit weg, und hier ist Mailand. Vor dem Mittagessen hat die Argentinierin die Schau des Designerduos Peter Pilotto besucht – das ist schon daran zu erkennen, dass sie heute ein Kleid von Peter Pilotto trägt, dazu Schuhe von Santoni.

Auch so kann man Geld verdienen. Sofia Sanchez de Betak, die alle bei ihrem Spitznamen Chufy nennen, war früher Model, heute ist sie berühmt für ihren Stil. Sie berät andere Marken, entwirft hin und wieder selbst und sitzt auch deswegen hier, an der Via Montenapoleone, im Büro des Schuhmachers Giuseppe Santoni. Dessen Familie fertigt seit 1975 rahmengenähte Schuhe – für Herren. Seit einigen Jahren bieten sie nun auch Modelle für Damen an, und deshalb ist Sofia Sanchez de Betak jetzt da.

„Die Sohlen waren meiner Meinung nach zu maskulin. Ich habe Santoni zu schmalen Modellen geraten, mit dünnen Sohlen und weicherem Leder.“ Die Kollektion ist bestickt, mit Lasercuts versehen, mit Fransen. Sie zeigt somit nicht nur das Handwerk des Hauses, sondern mutet auch südamerikanisch an – im besten Sinne. „In meiner Heimat tragen die Frauen am liebsten Plateau-Schuhe.

Das kann ich nicht verstehen.“ Seit vier Jahren ist sie mit dem Schauenproduzenten Alexandre de Betak verheiratet, seit zehn Jahren lebt sie in New York, und zumindest im Hinblick auf Schuhe ist der Blick nach Hause distanzierter. „Die Frauen wollen wohl die Höhe und was Bequemeres, und das Plateau bietet ihnen beides. Zum Preis eines Ziegelsteins unter ihren Füßen.“ (jwi.)



Flache Sohlen statt Plateaus: Dieses Modell hat die Argentinierin für Santoni entworfen.

WIEVIEL PLASTIK MUSS UND DARF ES SEIN FÜR DIE SCHÖNHEIT?

Es klang vielversprechend, als der amerikanische Kosmetikchemiker Jules Montener im Jahr 1947 Stopette entwickelte, das erste Deodorant in einem quetschbaren Plastikflakon aus Polyethylen, einem Kunststoff, aus dem heute unter anderem Einkaufstüten und Spielzeug hergestellt werden. Zum ersten Mal konkurrierte Plastik mit Glas und Keramik, die bis dahin bevorzugt als Verpackungsmaterialien für Schönheitsprodukte verwendet wurden. Stopette wurde ein Erfolg. Und bald nutzten auch andere Unternehmen Plastik als Verpackungsmaterial für ihre Cremes und Wässerchen.

Heute wird über Plastik viel diskutiert in der Schönheitsindustrie. Plastik ist leicht, vielseitig verwendbar und billig. Dass das Verpackungsmaterial fast unkaputtbar ist und als Müll häufig im Meer landet, hat die meisten großen Beautykonzerne bislang nicht davon abgehalten, immer mehr davon zu verwenden. Ein großer Teil davon ist nicht wiederverwertbar. Das hängt auch damit zusammen, dass Pumpspender oder Deckel oft aus mehreren Komponenten bestehen und Badezimmermüll meist komplexer ist als Abfall, der in der Küche anfällt.

Nun geben aber immer mehr Kunden zumindest vor, die Verpackung sei ihnen genauso wichtig wie der Inhalt. Manche machen ihrem Unmut auch Luft. Als die vor allem bei Millennials beliebte amerikanische Kosmetikmarke Glossier im Frühjahr ihre neue Make-up-Linie Glossier Play lancierte, war die Empörung groß. Alle Produkte waren nicht nur in einem Karton, sondern zusätzlich in einer bunten, glänzenden Plastikfolie verpackt. Ein ziemlich überflüssiger Gimmick. Glossier reagierte – und versprach, das Verpackungsmaterial in Zukunft einzusparen.

Auch hierzulande ist noch Aufklärungsarbeit nötig. Es herrscht große Ungewissheit darüber, wie schädlich eine Plastikverpackung im Verhältnis zu einer aus Glas wirklich ist, wenn sie denn richtig recycelt wird. Die Drogeriemarktkette dm hat dafür im vergangenen Jahr mit Firmen wie Beiersdorf, Dr. Bronner's, Henkel, L'Oréal, Procter & Gamble und Weleda ein sogenanntes Rezyklat-Forum gegründet, um Verbraucher für die Kreislaufwirtschaft zu sensibilisieren. Die 32 Mitglieder wollen bereits im Entstehungsprozess von Verpackungen darauf achten, dass diese recyclingfähig sind.

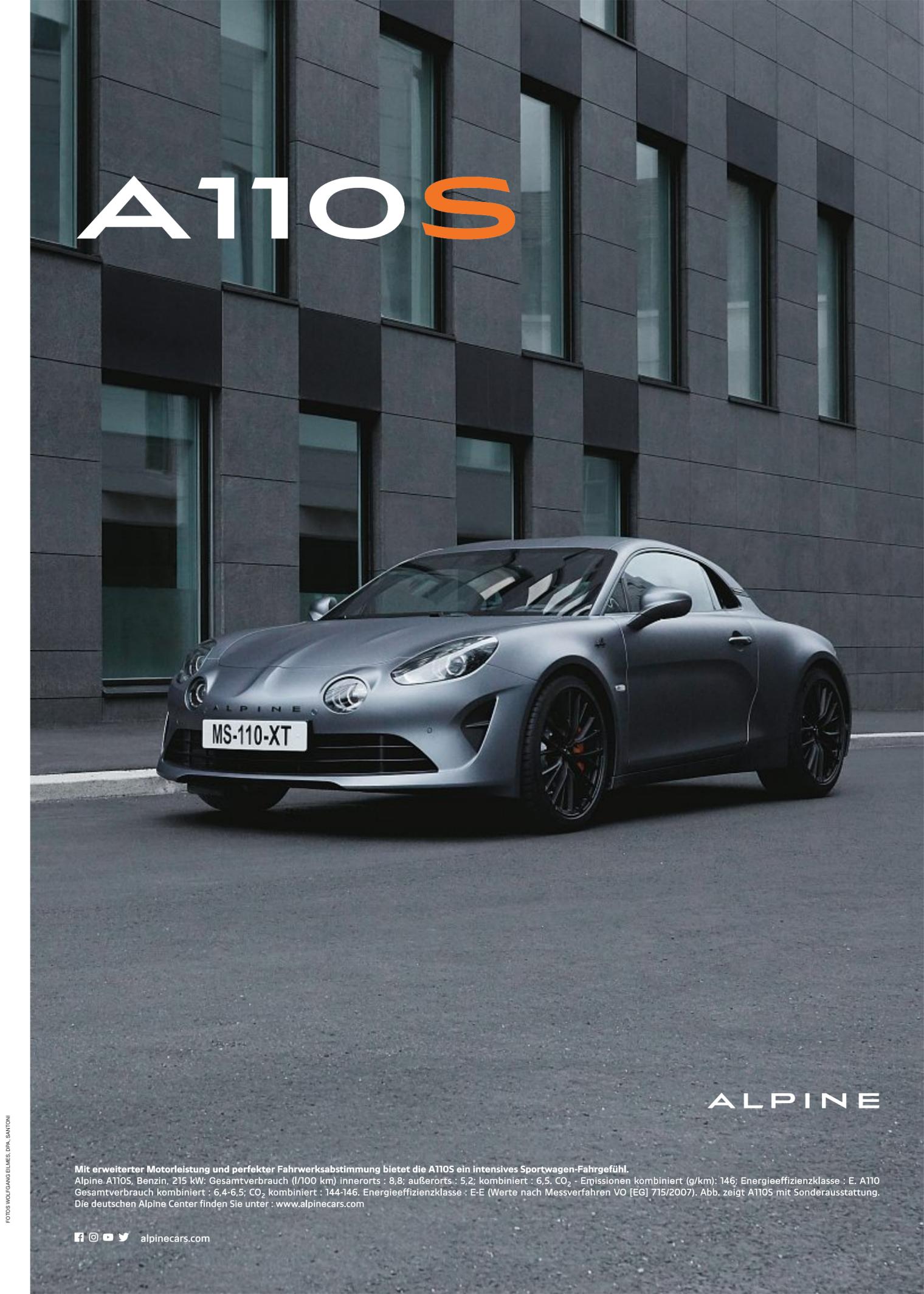
Die Großkonzerne L'Oréal und Unilever haben sich bis zum Jahr 2025 ein besonders hohes Ziel gesetzt: Alle Produktverpackungen sollen dann zu 100 Prozent recycelbar, wiederverwendbar oder kompostierbar sein.

Doch das Problem beginnt schon damit, dass man Plastik nicht einfach ewig wiederverwerten kann. Oft leidet die Qualität des Materials unter dem Prozess. Auch farblich müssen Abstriche gemacht werden. Ein Beispiel: Das Duschgel Atlantic Kelp and Magnesium Body Wash der britischen Marke Ren wird vollständig aus recyceltem Plastik hergestellt. Die neue Verpackung ist im Gegensatz zum Vorgängermodell nicht mehr klar und durchsichtig, sondern gräulich transparent.

Während die einen noch mit Plastik experimentieren, schwören andere schon auf die vermeintlich nachhaltigere Variante: Glas benötigt im Vergleich zu Kunststoff weniger Energie beim Recyceln, sieht edel aus und schützt die Inhaltsstoffe. Doch wegen seines Gewichts und der Bruchgefahr eignet es sich nur für kurze Transportwege.

Ein weiteres Problem ist: Selbst wenn Verpackungen wiederverwertbar sind, könne man nie ganz sicher sein, ob sie tatsächlich im Recycling oder nicht doch in der freien Natur landen, sagt Mona Isotupa, die Gründerin der finnischen Naturkosmetikmarke Hetkinen. Sie verwendet für ihre Produkte weder Plastik noch Glas, sondern Kiefernholz. „Holz ist der einzige Werkstoff, der von selbst nachwächst“, sagt Isotupa.

Dass es auch ganz ohne Verpackung geht, zeigt die britische Beauty-Marke Lush, die schon mehr als 240 Produkte „nackt“ anbietet: Duschgel, Peeling, Haarpflege. „Einige unserer Produkte stammen aus den achtziger Jahren“, sagt Mo Constantine, eine Mitgründerin der Marke. Da wären die Badebomben, die festen Shampoos, die in diesem Jahr ein Trendprodukt geworden sind. „Von der Zero-Waste-Bewegung werden sie jetzt wie eine neue Erfindung gefeiert.“ Sylvia Buchacher



A110S

ALPINE

Mit erweiterter Motorleistung und perfekter Fahrwerksabstimmung bietet die A110S ein intensives Sportwagen-Fahrgefühl.

Alpine A110S, Benzin, 215 kW: Gesamtverbrauch (l/100 km) innerorts : 8,8; außerorts : 5,2; kombiniert : 6,5. CO₂ - Emissionen kombiniert (g/km): 146; Energieeffizienzklasse : E. A110 Gesamtverbrauch kombiniert : 6,4-6,5; CO₂ kombiniert : 144-146. Energieeffizienzklasse : E-E (Werte nach Messverfahren VO [EG] 715/2007). Abb. zeigt A110S mit Sonderausstattung. Die deutschen Alpine Center finden Sie unter : www.alpinecars.com

„Wäre die AfD in einer Bundesregierung, würde ich gehen“

Michel Friedman über Hass in der Politik, den Umgang mit Antisemitismus, die gefährliche Gabe der Rede – und warum er trotz allem grundsätzlich dem Menschen vertraut

Interview Timo Frasch, Foto Frank Röth

Herr Friedman, wir führen dieses Gespräch an einem 9. November, dem Tag, an dem 1938 überall in Deutschland die Synagogen brannten, dem Tag, an dem Jahrzehnte später die Mauer fiel...

Ich habe vom Fall der Mauer in einer Gedenkstunde zur Pogromnacht erfahren. Es herrschte eine große Trauer und Nachdenklichkeit. Die Frage, die uns damals beschäftigt hat, die uns noch heute beschäftigt, war: Wann beginnt die Gewalt gegen Menschen? Mit Auschwitz? Da würde fast jeder sagen: Das hätte ich nicht gewollt. Und ich würde das den meisten glauben. Aber was sagt das schon. Wann beginnt die Ermordung von Menschen? Hat sie am 9. November 1938 begonnen, als für Millionen sichtbar Gotteshäuser brannten und, man muss es so sagen, niemand etwas tat? Oder beginnt die Ermordung von Menschen mit den Nürnberger Rassegesetzen? Oder früher, als Juden aus ihren Wohnungen verjagt wurden und deren Nachbarn eine Woche später die Immobilie ersteigert haben? Das waren damals – wie auch heute, nach dem Anschlag von Halle – die Fragen. In diese Stimmung hinein kam die Nachricht vom Fall der Mauer. Ich habe damals geweint. Vor Rührung, zu was Menschen fähig sind. Auch im Positiven.

Zeigt der 9. November gewissermaßen symbolisch, welche unterschiedliche Potenziale im Menschen angelegt sind? Wenn die Mauer an einem 10. November gefallen wäre, würde ich heute mit Ihnen genauso über die Vielschichtigkeit des Menschen in seinem konstruktiven und in seinem destruktiven Potenzial sprechen. Man sollte den 9. November nicht zu einem Schicksalstag aufblähen, das hat etwas Irrationales. Das Entscheidende ist, dass es die Deutschen einige Jahrzehnte nach dem Holocaust und der Befreiung vom Nationalsozialismus in einer friedlichen Revolution geschafft haben, ihrer Sehnsucht nach Freiheit Raum zu geben. Egal, wo so etwas auf der Welt passiert, es ist für mich immer ein Augenblick der tiefen Hoffnung. Denn die Möglichkeit, selbstbestimmt zu leben, ist das Menschsein an sich.

Es gibt doch in der Geschichte unendlich viele Belege, dass die Freiheit nicht immer das Erste ist, wonach Menschen sich sehnen. Oft genug ist es die Erniedrigung Anderer, mit dem Ziel, sich dadurch selbst zu erhöhen. Und trotzdem: Am Ende vertraue ich dem Menschen. Im Grunde seines Herzens will er die Freiheit. Übrigens bevorzugt der Mensch auch die Kooperation gegenüber

der Konfrontation – aus einem einfachen Grund: Wir Menschen können nicht alleine leben geschweige denn überleben.

Das wundert mich, dass Sie das sagen. In Interviews haben Sie einer „Dissensgesellschaft“ das Wort geredet. Das wundert mich, dass Sie das wundert. Kooperation ist doch nicht der Gegenbegriff zu Dissens. Kooperation bedeutet, dass unterschiedliche Meinungen sich einander annähern, zueinander finden, ohne sich selbst zu verlieren. Die Zivilisierung des Menschen ist immer wieder von Neuem Verhandlungssache. Wir sind noch lange nicht am Ziel. Auf Fortschritte folgen Rückschläge, aber das ändert nichts daran, dass das Streben nach Freiheit und Kooperation anscheinend in der Menschheit angelegt ist. Während wir beide hier sehr gemütlich bei Sprudelwasser und Kaffee sitzen, sind Tausende, Hunderttausende Menschen dabei, ihr Leben zu riskieren, um das zu erleben, was wir hier haben: Freiheit. Solange es das gibt, bevorzuge ich den Optimismus gegenüber dem Zynismus.

Auschwitz war nicht bloß ein „Rückschlag“, sondern die absolute Negation jeder Zivilität. Wie können Sie da noch optimistisch sein?

Wenn Auschwitz etwas nicht erreichen darf, dann, das letzte Wort zu haben. Es hat auch nicht das letzte Wort. Die Bundesrepublik Deutschland, mit allen Rückschlägen, mit aller Heuchelei, ist, wenn man von Auschwitz ausgeht, ein Land, das sich fundamental verändert hat, als Gesellschaft, als Idee. Meine Familie bestand 1945 nur noch aus meinem Vater, meiner Mutter und meiner Großmutter, seligen Angedenkens. Alle anderen sind von Deutschen ermordet worden. Meine Eltern und meine Großmutter wurden von Oskar Schindler gerettet. Viele haben über die Jahre 1933 bis 1945 gesagt, man habe ja nichts tun können gegen die da oben. Oskar Schindler hat etwas getan. Wenn das selbst in dieser Zeit möglich war, wie viel mehr dann in unserer! Der Satz, man habe ja nichts tun können, ist immer eine Ausflucht.

Gibt es ein ethisches Minimum, das, würde jeder sich daran halten, helfen würde, dass so etwas wie Auschwitz nie mehr passieren kann?

Nie gibt es nie. Ich verstehe trotzdem, wonach Sie fragen. Und ich antworte Ihnen: Artikel 1 des Grundgesetzes. Die Würde des Menschen ist unantastbar. Das ist das Fundament. Oder wie George Tabori es einmal

formulierte: Jeder ist jemand. Ich glaube allerdings, dass unsere Demokratie bedroht ist. Die Partei des Hasses ist eine reale Größe geworden. Wir sind schon lange nicht mehr bei den Anfängen, sondern mittendrin. Die andere Seite sagt: Einige sind niemand. Wäre unsere Antwort darauf: Niemand ist niemand, würde es nicht ausreichen. Das wäre 19. Jahrhundert. Wir müssen darauf bestehen: Jeder ist jemand.

Juden sind wie andere Menschen auch. Auch darauf haben Sie immer bestanden.

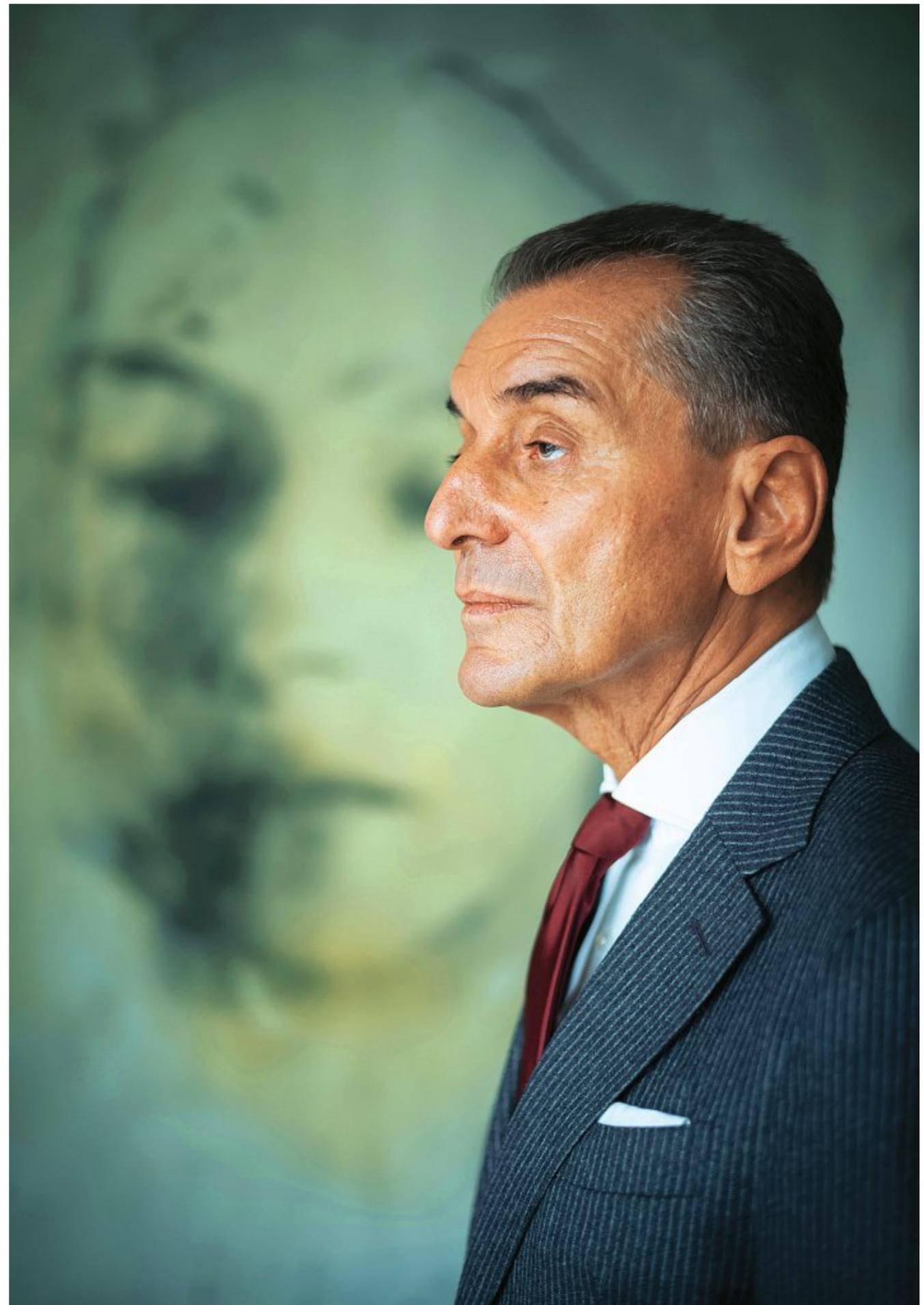
Wenn Leute mich fragen, was ist eigentlich jüdisches Leben oder ein Jude, sage ich: ein Baby, das Windeln braucht, ein Mensch, der essen und trinken will, vielleicht einem guten Beruf nachgeht, hoffentlich einmal in seinem Leben eine große Liebe gehabt hat, und bei all dem geht der Mensch vielleicht – vielleicht! – auch in die Synagoge.

Sie haben sich jetzt ganz auf die positiven Potenziale des Menschseins beschränkt.

Das negative Potenzial ist in der Tat erst einmal nicht mein Problem, sondern das Problem desjenigen, der Juden hasst, also auch mich. Aber natürlich ist die Ambivalenz auch in Menschen jüdischen Glaubens angelegt, auch Juden haben rassistische Narrative, nicht alle, aber einige, sie sind auch Verbrecher, Lügner, Betrüger, weil sie eben Menschen sind wie andere auch.

Was vom Ambivalenten haben Sie schon in sich selbst gespürt? Haben Sie sich zum Beispiel schon einmal von einer Massenstimmung so mitreißen lassen, dass es Ihnen unangenehm oder unheimlich war?

Ich erinnere mich an Konzerte der Rolling Stones. Da war ich froh, dass ich mich da habe mitreißen lassen. Aber das ist, glaube ich, nicht unser Thema. Als ich 13, 14 Jahre alt war, habe ich in der Schule einen Jungen nicht abschreiben lassen, nicht deswegen, weil ich ein Streber war, sondern weil ich ihn nicht mochte. In der Pause kam er mir entgegen und sagte: „Das ist typisch, du kleine Judensau.“ Ich bin danach voller Wut nach Hause gegangen, wütend auch auf meine Eltern, weil sie überhaupt nach Deutschland gekommen waren, aus Paris, in den sechziger Jahren, als es hier noch Lehrer gab, die vor der Klasse den nicht mehr vorhandenen Mittelfinger zeigten und sagten, den hätten sie für den Führer gegeben. Als ich meine Wut dann beim Mittagessen an meiner Mutter ausließ, sagte sie: „Weißt du was, Michel, du gehst



„Wäre die AfD in einer Bundesregierung, würde ich gehen“

jetzt ins Bad und schaut dich im Spiegel an.“ Das hat mich noch wütender gemacht. Als ich aus dem Bad zurückkam, habe ich zu meiner Mutter gesagt: „So, und was jetzt?“ Da sagte sie zu mir: „Weißt du was, mein Sohn? Der Hassende ist vergifteter als der Gehasste. Denn er lebt 24 Stunden mit seinem Hass.“ Es hat lange gedauert, bis ich das verstanden habe. Und jetzt kommen wir aufs Politische. Diejenigen, die Hass säen und verbreiten, zerstören. Erst zerstören sie die, gegen die sich ihr Hass gerichtet hat. Am Ende aber zerstören sie sich selbst und die gesamte Gesellschaft.

Sie haben in Ihrem Leben sehr viele Interviews geführt, auch mit Politikern. Sehen Sie im Moment jemanden, der das Format, womöglich auch die Sprachmacht hätte, dem um sich greifenden Hass etwas entgegenzusetzen?

Ich werde Sie jetzt wahrscheinlich überraschen, wenn ich Ihnen sage, es gibt unendlich viele, die das Tag für Tag tun: Bürgermeister, Ortsvorsteher, Journalisten, Gemüseverkäufer, aber eben auch Spitzenpolitiker. Der von Ihnen gebrauchte Begriff „Sprachmacht“ hat mich irritiert. Die Gabe der Rede ist gefährlich. Ich kenne Menschen, deren Reden sind wie ein Streichholz, das angezündet wird und dann verglüht. Aber ich kenne auch Menschen, deren Reden Funken schlagen, die zu Feuern werden und am Ende Häuser niederbrennen können. Wirklich gute Reden sind die, die wirken aufgrund der Nachvollziehbarkeit dessen, was gesagt wird. Statt von Sprachmacht spreche ich lieber von Sprachkunst. Sie besteht darin, dass der Zuhörer jederzeit erkennen kann, was Meinung ist, was Vermutung, was Argument, was Tatsache, jedenfalls aus heutiger Erkenntnis. Wer so redet, schafft die Voraussetzung, um miteinander in einen Dialog zu treten.

Es gibt das Buch „Mit Rechten reden“ – dahinter steht ja die Frage ...

Stopp! Ich kann mit dem Begriff „Mit Rechten reden“ nichts anfangen. Die CSU ist rechts, na und?! Ich rede gerne mit der CSU.

Der Begriff „rechts“ wird also falsch benutzt?

Ob jemand rechtskonservativ ist, ist nicht das Problem: Er ist innerhalb des Raumes. Die große Gefahr sind Antidemokraten, die man im Diskurs daran erkennt, wie sie über Menschen reden.

Würden Sie sich mit denen an einen Tisch setzen? Mit Antisemiten zum Beispiel?

Das Problem des Judenhasses ist, dass es sich dabei um einen emotionalen Prozess handelt. Sie können jemandem, der eine Emotion so verabsolutiert, nicht mit Argumenten gegenüberstehen. Das sind zwei völlig verschiedene Tonsuren.

Sie haben sich mal mit einem Antisemiten an einen Tisch gesetzt: mit Horst Mahler. Den haben Sie sogar interviewt. War das ein Fehler?

Natürlich habe ich nicht geglaubt, ich könne jemanden, der so verbiestert ist in seinem Rechtsextremismus, von irgendwas überzeugen. Ich bin ja nicht naiv, ich bitte Sie. Worum es mir damals ging, als Journalist, war die Dokumentation einer Geisteshaltung aus Hass und Selbsthass und Pseudobegründungen.

Würden Sie mit Björn Höcke sprechen?

Als Journalist habe ich mit Spitzen der AfD Sendungen produziert. Als Journalist würde ich auch mit Björn Höcke sprechen. Als Privatperson jedoch würde ich es nicht tun, weil jemand, der anderen die Menschenrechte abspricht, für mich kein Diskussionspartner sein kann.

Urteilen Sie nicht ungerecht? Die AfD jedenfalls nimmt für sich in Anspruch, eine projüdische Partei zu sein.

Erstens: Der Philosemit ist für mich fast genauso ein Problem wie der Antisemit, mit dem Unterschied, dass er noch will, dass man ihm danke sagt. Ich will und brauche keine projüdische Partei. Eine Gesellschaft, in der wir uns einig sind, dass jeder jemand ist, reicht mir völlig aus. Zweitens: Die AfD hat die zwölf Jahre Nationalsozialismus als einen Vogelschiss in tausend Jahren deutscher Geschichte bezeichnet, also auch Auschwitz. Allein



Oktober 1985: Friedman mit Ignatz Bubis beim Protest gegen das Fassbinder-Stück „Der Müll, die Stadt und der Tod“ in Frankfurt

deshalb hat sie jede Autorität und Glaubwürdigkeit verwirkt, irgendetwas zu formulieren im Namen oder für die angebliche Verteidigung jüdischer Positionen.

Es gibt Politiker, die verweigern AfD-Politikern den Gruß. Die AfD ist rassistisch, antidemokratisch, menschen- und demokratieverachtend. Das müssen sich AfD-Politiker zurechnen lassen. Trotzdem: Wenn ich Menschen gegenüber trete, sage ich Guten Tag. Punkt. Das gehört zum Zivilisiertsein, zur Würde des Menschen. Auch zu meiner Würde. Wenn ich anderen Guten Tag sage, dann doch auch meinewegen! Ansonsten allerdings ist eine klare und eindeutige Abgrenzung zwingend. Wir kommen wieder zum Ausgang unseres Gesprächs zurück: Wann fängt die Ermordung von Menschen an? Jede unterlassene Reaktion an den Anfangspunkten der Gewalt verändert nicht nur das Koordinatensystem der Gesellschaft, sondern unser eigenes. Ich habe volles Verständnis, wenn Leute sagen, die Straßen sind nicht gut, meine Rente ist zu niedrig, Hartz IV ist ungerecht – aber das alles ist erst einmal irrelevant, wenn sie ihre Stimme einer Partei geben, die auf Hass und Menschenverachtung gegründet ist. Erst wenn wir geklärt haben, dass das nicht das Fundament sein kann, auf dem wir in Dialog treten, weil das Fundament vergiftet ist, dann können wir auch gerne über die Rente reden.

Als Journalist denkt man, wenn es um jüdische Themen geht, öfter: Ist es angemessen, das zu schreiben – oder man hört andere und denkt: Muss man das jetzt kritisieren, muss man einschreiten? Ich will Ihnen ein Beispiel nennen, vielleicht erscheint es Ihnen platt ...

Nein, so sprechen Sie doch offen, ich bitte Sie!

Was man heute hin und wieder hört, was womöglich zumeist humoristisch gemeint ist ...

Sagen Sie es doch einfach!

„Das war mir ein innerer Reichsparteitag!“ Ist das etwas, was Sie als lässlich betrachten, oder wäre hier eine Grenze überschritten?

Ich würde dem, der diese Wendung benutzt, erwidern: Weißt du, was du gerade gesagt hast? Und wenn derjenige es weiß, würde ich ihn fragen, was er daran originell oder witzig findet. Denn der Reichsparteitag hatte alles an sich, nur nichts Witziges. Aber nennen Sie bessere Beispiele.

Ich habe einmal eine Reportage über jüdisches Leben in Deutschland geschrieben. Ich habe dafür in Bad Nauheim einen jüdisch-orthodoxen Gottesdienst besucht, der gerade so zustande kam, weil das Quorum von zehn Männern erreicht war. Die Frauen zählten nicht. Fänden Sie es okay, wenn man als Journalist das Frauenbild des orthodoxen Judentums problematisierte?

Natürlich fände ich das okay. Aber Sie müssten bitteschön vom orthodoxen Judentum sprechen. Sie haben in Bad Nauheim zehn jüdische Leben gesehen oder besser: zehn Leben. Das ist nicht das jüdische Leben. Weil es das jüdische Leben nicht gibt. Es gibt auch nicht das katholische Leben. Sie könnten keinen Artikel schreiben über das katholische Leben in Deutschland. Sie haben zehn Menschen getroffen, ein Ausschnitt, diese zehn waren orthodox, die leben so wie sehr konservative Katholiken oder Muslime mit einem Männer- und Frauenbild, das ich überhaupt nicht teile. Das zu berichten und zu beschreiben ist völlig in Ordnung. Was ich nicht nachvollziehen kann, ist diese Sehnsucht, die es gibt, seit ich hier in Deutschland lebe, Reportagen über das „jüdische Leben“ zu schreiben und dabei nicht zu erkennen, dass dieser

Ansatz nicht erfüllbar ist, weil jüdisches Leben wie jedes andere pluralistisch, individuell und nicht verallgemeinerbar ist. Sie sprechen mit Michel Friedman, der neben anderem auch Jude ist. Einer von vielen.

In Ihrer Interviewsendung „Auf ein Wort“ haben Sie mit einem Philosophen über das Wort „Flüchtlingskrise“ gesprochen. Sie beide waren der Auffassung, dieses Wort sei manipulativ.

Es ist eine Metapher, aber eine falsche. Wenn ich von einer „Flüchtlingskrise“ oder von einer „Flüchtlingswelle“ spreche, dann färbe ich einen Sachverhalt, man würde heute von Framing sprechen.

Bayerische Landräte, die im Herbst 2015 jeden Tag zum Teil Hunderte von Flüchtlingen zu versorgen hatten, würden die Begriffe „Flüchtlingskrise“ und „Flüchtlingswelle“ kaum als Framing ansehen. Sind nicht Sie es, der in diesem Fall durch seine Sprachkritik zur Verunklarung beiträgt? Sie erwähnten die Macht der Sprache. Ich habe großen Respekt vor ihr. Man muss das einzelne Wort sehr ernst nehmen. Wenn jemand sagt: Als 2015 viele Flüchtlinge nach Deutschland kamen, gab es eine Krise an unserem Ort, dann ist das vollkommen in Ordnung. Das ist aber nicht dasselbe, wie wenn jemand sagt, wir haben eine Flüchtlingskrise. Im einen Fall wird eine tatsächliche, örtlich begrenzte Krisensituation beschrieben, im anderen die gesamte Flüchtlingssituation als Krise. Das ist der Punkt.

Hier mit mir zu debattieren ist das eine, etwas anderes ist es zu Hause, etwa mit Ihrer Frau. Wie viel Dissens wollen Sie da, wie viel halten Sie aus?

Nehmen wir an, meine Frau wäre Anhängerin der Linken – dann würden wir uns natürlich auch lieben! Wenn das Fundament, von dem wir gesprochen haben, vorhanden ist, dann ist es doch die größte Bereicherung, dass ich mit Menschen, die anderer Meinung sind als ich, im Dialog stehe. Mein Echo interessiert mich nicht, davon habe ich nichts, ich habe nur etwas davon, wenn mein Gegenüber mich zwingt, meine Positionen noch einmal und immer wieder zu hinterfragen. Dabei kann ich am Ende zum gleichen Ergebnis kommen, aber die Begründung wird besser. Oder die Argumente stellen sich als schwächer heraus als gedacht, dann muss ich an meine bisherige Position heran, denn sie hält nicht mehr, und zwar in mir selbst hält sie nicht mehr. Dafür brauche ich jemanden, der mich immer wieder hinterfragt, in dem Fall in Liebe. Das Fragezeichen ist mein Lieblingszeichen in der Sprache. Angst habe ich nur vor dem Ausrufezeichen.

Zurück zum Anfang unseres Gesprächs: Die Frage „Wann beginnt die Gewalt gegen Menschen?“ ist auch eng verknüpft mit der Frage „Wann ist der Moment zu gehen, zu fliehen?“ Ich habe mich das oft gefragt. Und es ist bis heute so schmerzhaft: dass in den 1930er Jahren viele einfach nicht rechtzeitig gegangen sind.

Warum?

Dafür gibt es ganz unterschiedliche Gründe. Wohin sollte denn jemand aus einem Schtetl in Polen gehen? Diese Leute waren oft arm und nicht so gebildet. Wer von ihnen hätte denn in den zwanziger, dreißiger Jahren die Welt kennen sollen, Freunde, Verwandte, bei denen man hätte unterkommen können? Aber Menschen aus Berlin oder aus München: Sie hätten doch gehen können, aber sie sind nicht gegangen. Warum nicht? Weil sie sich mit dieser Gesellschaft immer noch identifiziert haben und deswegen die Zeichen der Zeit verdrängten.

Ist das auch der Grund, warum Sie noch nicht gegangen sind?

Ich kann mir vorstellen zu gehen. Als ich ein Kind war, haben meine Eltern und ich immer darüber diskutiert. Es gab ja auch in den sechziger, siebziger, achtziger Jahren ein Deutschland, in dem man sich fragen musste: Geht man? Ich muss heute über meine Kinder nachdenken. Traue ich dieser Gesellschaft zu, dass sie ihnen eine Lebensqualität bietet, wie ich sie mir wünsche – nicht materiell, sondern im Sinne der Würde des Menschen? Ich für mich habe eine Grenze definiert: Wenn die AfD in einer Bundesregierung wäre, würde ich gehen. Das würde ich dann übrigens auch Ihnen empfehlen. Da wir aber nicht gehen wollen, folgt daraus, dass wir uns und andere motivieren müssen, für die Freiheit und die Vielfalt der Menschen noch aktiver als bisher einzutreten. Ich bin immer noch sehr motiviert – Sie auch?

FOTO BPO

SAMMELN MACHT SÜCHTIG

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 29 GALERIEN WELTWEIT.



LUMAS
15
YEARS

DAMIEN HIRST

The Cure - Deep Sky Blue/
Electric Purple/Lipstick Red
Auflage 15, handsigniert
80 x 59 cm
Siebdruck auf 410gsm
Somerset Tub Sized,
inkl. Magnetrahmen
Art.-Nr. DH152 | 6.600 €

Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Avenso GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

LUMAS

THE LIBERATION OF ART



Südkorea, 2017: Barbara Klemm besuchte die Wanderausstellung mit ihren „Bildern aus Deutschland“, die auf der Welttournee 2017 im Fotografie-Museum von Busan in Südkorea Station machte. Auf dem Flughafen fiel ihr das Schaufenster der französischen Luxusmodefirma auf, die dort gerade für ihre aktuellen Handtaschen Werbung machte. Der amerikanische Kunststar Jeff Koons hatte sie mit dem Porträt der Mona Lisa verziert. Wer genau hinschaut, kann erkennen, dass La Gioconda ihren Kopf etwas anders neigt als auf Leonardo da Vincis Gemälde im Louvre in Paris. Es handelte sich nämlich um eine Video-Installation, auf der Mona Lisa mit den Augen den Vorübergehenden zu folgen scheint, um ihnen endlich zuzuwinkern. Daran hatte Barbara Klemm ihren ganz persönlichen Spaß.

BILDER EINER ANSTELLUNG

Jahrzehntelang hat sie für diese Zeitung fotografiert. Am 27. Dezember wird Barbara Klemm 80 Jahre alt. Höchste Zeit, mit ihr ins Bildarchiv hinabzusteigen und unbekannte Aufnahmen herauszusuchen.

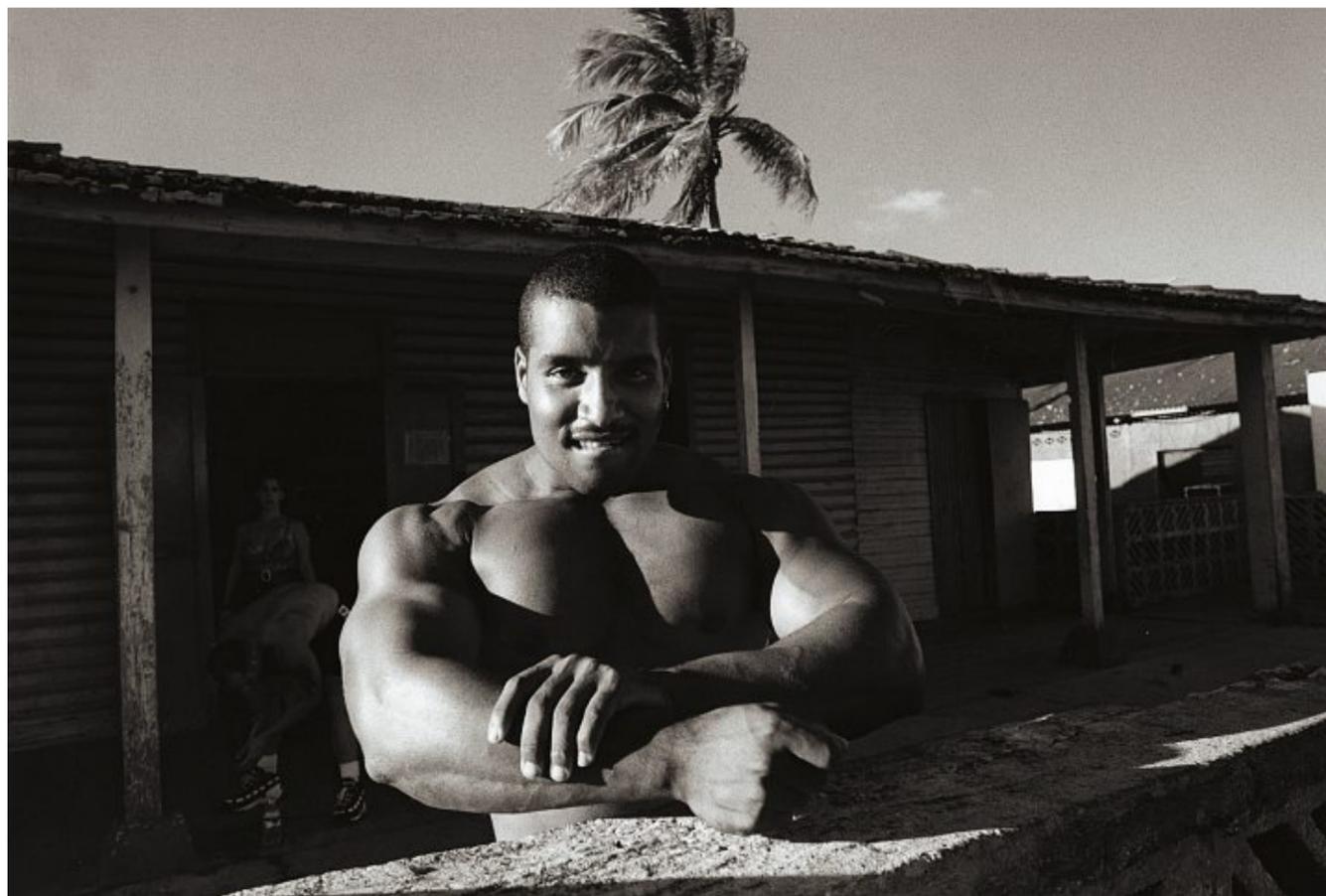
*Fotos Barbara Klemm
Texte Rose-Maria Gropp*



Vietnam, 2018: Das Bild entstand auf dem Land, nahe der Hauptstadt Hanoi. Die Frau hat sich nicht eigens für Barbara Klemm so hingesezt – sie saß dort einfach, in ihrer Haltung zwischen Entspannung und Aufmerksamkeit. Vielleicht ist sie eine Wächterin der Schriftfragmente, die hinter ihr unter Glas bewahrt

sind? Die Tafel mit der Zahl „13“ rechts von ihr und die gerahmten Dokumente links von ihr könnten Hinweise darauf sein. Die Frau sitzt da in einem Kleid ganz von heute, keineswegs in traditionellem Gewand. Sie ist eine Person auf der Schwelle zwischen den Zeiten. Die Einrichtung des Raums um sie herum, ihr Stuhl und

der Stuhl neben ihr weisen zurück, mindestens bis ins 19. Jahrhundert. Der Ventilator und die moderne Uhr rechts am Bildrand verorten sie in der Gegenwart. Was bleibt, ist das Geheimnis, das Barbara Klemm dieser Fremden – lächelt sie vielleicht sogar ein wenig? – nicht entreißen wollte.



Kuba, 1997: Das Foto entstand auf einer Reportage nach Kuba mit dem im Jahr 2015 verstorbenen F.A.Z.-Kollegen Walter Haubrich, der sich in Lateinamerika auskannte wie

kaum ein anderer. Eigentlich fotografiert Barbara Klemm bis heute auf ihren Streifzügen immer am liebsten „unterschiedlichste Menschen, bevor sie es bemerken“. Der starke junge Mann

allerdings wollte für sie posieren und ließ die bemerkenswerten Muskeln vor seinem Bodybuilding-Center spielen. Sie hat die Gelegenheit genutzt, um daraus ein phantastisch durchkonstru-

iertes Spiel von Licht und Schatten zu machen – mit den Palmwedeln im Hintergrund, die das Ganze zu einer Komposition voller Humor machen.

BILDER EINER ANSTELLUNG



Berlin, 2006: Dieses Foto ist Barbara Klemm wichtig. Es zeigt Sibylle Bergemann (links) und Inge Keller. Sibylle Bergemann (1941 bis 2010) war schon in der DDR eine bekannte Fotografin, bis heute sind ihre Aufnahmen für das Frauenmagazin „Sibylle. Zeitschrift für Mode und Kultur“ in Erinnerung – der Titel geht auf die Gründerin Sibylle Gerstner zurück. Nach dem Mauerfall war Sibylle Bergemann im Jahr 1990 Mitbegründerin der Agentur Ostkreuz in Berlin. Barbara Klemm zählt, wie viele internationale Fotografen, zu ihren Verehrern. Inge

Keller (1923 bis 2017) war eine bedeutende Theaterschauspielerin, schon in Ost-Berlin gefeiert. Nach der Wende war sie zudem in deutschen Film- und Fernsehproduktionen zu sehen, noch immer eine eindrucksvolle Erscheinung; auch Sibylle Bergemann hatte sie porträtiert. Das Bild entstand, als Sibylle Bergemann 2006 eine Ausstellung in der Akademie der Künste Berlin hatte, da war sie schon sehr krank. Barbara Klemm hat die beiden Frauen fotografiert, einander innig zugewandt wie auf einem Freundschaftsporträt der Romantiker.



Paris, 1977: „Lido“ heißt das Revuetheater in Paris an den Champs-Élysées, das seine allerbesten Tage inzwischen hinter sich hat. Barbara Klemm war dort 1977, in den hohen Zeiten des Cabarets, vor mehr als 40 Jahren,

dienstlich auf Reportage unterwegs. Die umwerfende Geste der Tänzerin kennt indessen kein Verfallsdatum. Es war vielleicht hilfreich, dass die jungen Frauen, die dort auftraten, die Fotografin, damals selbst noch in ihren Dreißigern,

zuvor hinter die Kulissen in ihre Garderobe gelassen hatten (auch davon gibt es Bilder). So konnte Barbara Klemm diesen Moment zerbrechlicher Anmut erfassen, die sich professionell ein Lachen ins Gesicht gemalt hat.



Skopje, 2018: Das Bild entstand auf einer privaten Reise Barbara Klemms nach Skopje, in die Hauptstadt des heutigen Nordmazedoniens. Im vergangenen Jahr hieß der Staat in Südosteuropa noch Republik Mazedonien. Nach langem Streit um den Namen mit dem benachbarten Griechenland gilt erst seit Februar 2019 die offizielle Bezeichnung Nordmazedonien. Zu sehen ist die Front eines Herrenausstatters in der Altstadt. Das Szenario offenbart seinen tieferen Witz auf den zweiten Blick: Oben rechts unter dem jugendstiligen Vordach hängen die Anzüge mit ihren sorgfältig arrangierten Hosenbeinen, unten links sind die modischen Jeans in den Vordergrund gerückt. Neben der eingewickelten Puppe in der Mitte, die ihrer Ausstaffierung offenbar noch harzt, steht im Eingang des Ladens die einzige lebende Person auf dem Foto, vielleicht der leger gekleidete Besitzer, als würde er über den Fortgang der Kostümierungen nachsinnen. Es ist eines der klassischen Bilder von Barbara Klemm, das wie eine für sie bereite Bühne aussieht: perfekt in der Ausnutzung des Raums über die ganze Breite, ohne Verengung auf ein Zentrum. Um das allerdings im Vorübergehen zu erkennen, braucht es den Blick der Fotografin.

BILDER EINER ANSTELLUNG



Mongolei, 1992: Gemeinsam mit Kollegen des Wissenschaftskollegs in Berlin bereiste Barbara Klemm die Mongolei. In ihrem großartigen Aufbau hat die Fotografie die Anmutung eines Landschaftsgemäldes

im Breitwandformat. Für diesen Effekt benutzte die Fotografin ein Teleobjektiv. Die Weite der Steppe wird erfahrbar in den ziehenden Herden mit Rindern und Schafen, begleitet von einem Reiter und

einem Hirten. Darüber erheben sich die Berge und ein dramatisch bewölkter Himmel. Wie graphische Markierungen erscheinen vor dem Horizont die Masten einer Über-

landleitung, Zeichen nicht allzu ferner technischer Zivilisation. So legt die Fotografie Rechenschaft ab über die Begegnung der Phantasie von Unberührtheit mit dem für Menschen notwendigen Fortschritt – vor mehr als einem Vierteljahrhundert.

BILDER EINER ANSTELLUNG



Busan, 1988: Die Olympischen Sommerspiele fanden 1988 in der südkoreanischen Hauptstadt Seoul statt. Barbara Klemm nutzte ihre Reportagerese dorthin für weitere Erkundungen im Land, unter anderem in Busan, der zweitgrößten Stadt Südkoreas. Auf einem Markt am Hafen entstand dieses Foto. Der kleine Junge betrachtet ein Hündchen, das wie zwei andere Welpen und Kätzchen in

seiner Pappschachtel zum Verkauf bereitsteht. Es ist ein zärtliches Bild. Und doch ist es auch durchkomponiert – das genaue Gegenteil eines Schnappschusses. Eine Diagonale zieht sich von links unten nach rechts oben durch die Fotografie. Sie trennt gleichsam das Kind von den Tieren. So ist es auch eine kurze Geschichte über Sehnsucht und Hoffnung, weit über die an sich alltägliche Szene hinaus.



San Cristobal, 1985: Ihre Reise nach Mexiko führte Barbara Klemm auch nach San Cristóbal de las Casas, in eine Stadt im Hochland des südlichen Bundesstaats Chiapas. In San Cristóbal wohnen bis heute vor allem Mayas. Weltbekannt ist die Stadt für ihre Kolonialarchitektur, die Barbara Klemm auch

fotografiert hat. Aber dieses hier ist ein noch nie veröffentlichtes Bild, das ihr am Herzen liegt. Die zwei kleinen Mädchen, sagt sie, seien ihr damals erschienen wie von alten Zeiten her, als könnten sie so auch noch als alte Frauen zusammensitzen. Sie sind, mit Wollfäden beschäftigt, ganz in ihr

Gespräch vertieft, in wärmende Kleidung gepackt, doch mit bloßen Füßen, neben ihnen eine Feuerstelle. In ihrer Versunkenheit haben sie die Fotografin nicht bemerkt; sonst wäre der Augenblick zerstört gewesen. So aber kann er eine Utopie des Miteinanders bewahren.



Frankfurt, 2000: Den amerikanischen Bildhauer Richard Serra schätzt Barbara Klemm hoch. Bestimmt nicht deshalb, weil er nur einen Monat vor ihr geboren wurde. Serra und sie sind wahre Zeitgenossen, weil sie beide aus Licht und vorhandenem Material Skulpturen machen

können. Er aus Stahl, sie mit der Kamera. Barbara Klemm hat die berühmtesten Künstler fotografiert, in deren Umgebung, vor deren Arbeiten. Jedoch ein Werk nur für sich allein stehen zu lassen, ausgesetzt in einem unbekanntem Raum, ist eine Kunst für sich. Serras Werk „The

Drowned and the Saved“ war im Jahr 2000 in Frankfurts Historischem Museum ausgestellt in der Schau „Das Gedächtnis der Kunst“. Der Titel erinnert an Primo Levis letztes Buch „Die Untergegangenen und die Geretteten“ von 1986. Die Fotografie ist reine Synthese aus Materialität

und Geometrie, aus Licht und Schatten. Aufgenommen von Barbara Klemm im Gegenlicht, steht Richard Serras scharfkantiger stählerner Tisch nackt da, wie ein aller Utensilien entkleideter Altar. Es entsteht ein Raum fast klösterlicher Andacht.

Barbara Klemm und das Licht sind eine Liebesgeschichte. Deshalb hätte man aber noch nicht direkt erwartet, dass sie eine ausgesprochene Schwäche für Schaufenster hat. „Ich liebe Schaufenster“, sagt sie, „ich sammle sie richtig.“ Vor allem die Spiegelungen gefallen ihr, wenn das Licht seine eigenen Spiele treibt.

Wir befinden uns im Fotoarchiv dieser Zeitung und schauen Abzüge ihrer Fotografien durch. Dabei verfolgen wir für unsere Auswahl eine spezielle Strategie: Wir wollen Bilder von ihr zeigen, die noch nie zuvor veröffentlicht worden sind. Barbara Klemm hat die Idee sofort gefallen. Ihr Vergnügen besteht jetzt darin, solche Bilder zu finden, die man „mit mir nicht unbedingt in Verbindung bringt“. Wir haben uns also auf die Suche gemacht. Wobei es ziemlich unmöglich ist, ihren unverwechselbaren Blick zu verkennen. Aber es darf schon ein wenig gestaunt werden über die Entdeckungen. Zu denen, gleich zum Auftakt gut sichtbar, übrigens der Tribut an die oben erwähnte Sympathie für reizvolle Schaufenstergestaltung gehört.

Barbara Klemm hat bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 2005 als Redaktionsfotografin dieser Zeitung gearbeitet. Im Fotoarchiv ruht dieser Bilderschatz – genauer, er ist von dort aus bis heute im ständigen weiteren Einsatz. Es gibt allein rund 450

BILDER EINER ANSTELLUNG

Schachteln, die ursprünglich für Fotopapier waren, jede von ihnen enthält 20 oder mehr großformatige Abzüge. Die ungezählten Streifen mit den Negativen – Barbara Klemm fotografiert ausschließlich analog und in Schwarzweiß – füllen dort viele Meter von Wandschubern, sorgsam geordnet nach einem ausgeklügelten System; denn ein falsch einsortierter Umschlag mit Kontaktstreifen ist ein verlorenere



Beim Sichten: Rose-Maria Gropp (links) und Barbara Klemm im Archiv Foto Helmut Fricke

in dieser Menge. In Aktenordnern ist die einzigartige Ausbeute von fast einem halben Jahrhundert dokumentiert.

Wir machen uns über die Schachteln mit den Abzügen her, die gegenüber in den Regalen stehen, chronologisch beschriftet. Barbara Klemms phänomenales Gedächtnis ist unser Begleiter: „Da ist nichts, was wir brauchen können, dort lass uns gucken.“ Also schauen wir in der Schachtel „Paris 1977“, der dann die Schöne der Nacht aus dem „Lido“ entstieg, und wir öffnen „Kuba 1997“, für den Auftritt des muskelstolzen Bodybuilders. Einige großartige Bilder müssen wir aus Platzgründen wieder aussortieren, wie eine aufgeregte Männerhorde beim Rodeo aus der „Texas“-Schachtel; dafür sollten die so selbstversunkenen kleinen Maya-Mädchen aus „Mexiko 1985“ bleiben dürfen.

Denn Barbara Klemm und die Menschen – das ist die andere große Geschichte. Dafür stehen ihre Reportagefotografien aus allen Weltgegenden, die Porträts von Politikern oder Künstlern. Als sie 2011 in den Orden Pour le mérite aufgenommen wurde, nannte der Dichter Durs Grünbein sie in seiner Laudatio „die Demokratin der

Fotografie“. Und das heißt, dass sie eine Teilnehmerin ist am gesellschaftlichen und politischen Geschehen, das sie festhält mit ihrer Kamera. Dass sie Stellung bezieht mit diesem leisen Klick im entscheidenden Moment, der oft mehr sein kann als lautstarkes Engagement – dafür ist sie berühmt geworden.

Bei unserer Sichtungsbearbeitung im Archiv suchen wir nach eher stillen Bildern, die den Menschen in deren Umgebung gewidmet sind. In der Schachtel „Mongolei 1992“ finden wir die fast noch archaische Landschaft, ein perfektes fotografisches Kunstwerk obendrein. Und Barbara Klemm wählt das Bild des Herrenausstatters in Skopje aus, in dem das wie aus der Gegenwart gefallene Geschäft als Kulisse des wirklichen Lebens dasteht. Tatsächlich hat sie den Straßenladen erst jüngst fotografiert, im Jahr 2018.

Barbara Klemm hat nie aufgehört, was sie sieht, wo immer sie ist, erst mit ihrem eigenen Blick, dann mit ihrer scharfgestellten Kamera festzuhalten. Am Grund ihrer geräumigen Handtasche ist jederzeit mindestens mit ihrer kleinen Leica zu rechnen. Dass sie am 27. Dezember 80 Jahre alt wird, ist da nur ein Datum. Doch was für ein Glück für uns alle – und Anlass, mit ihr zu feiern.

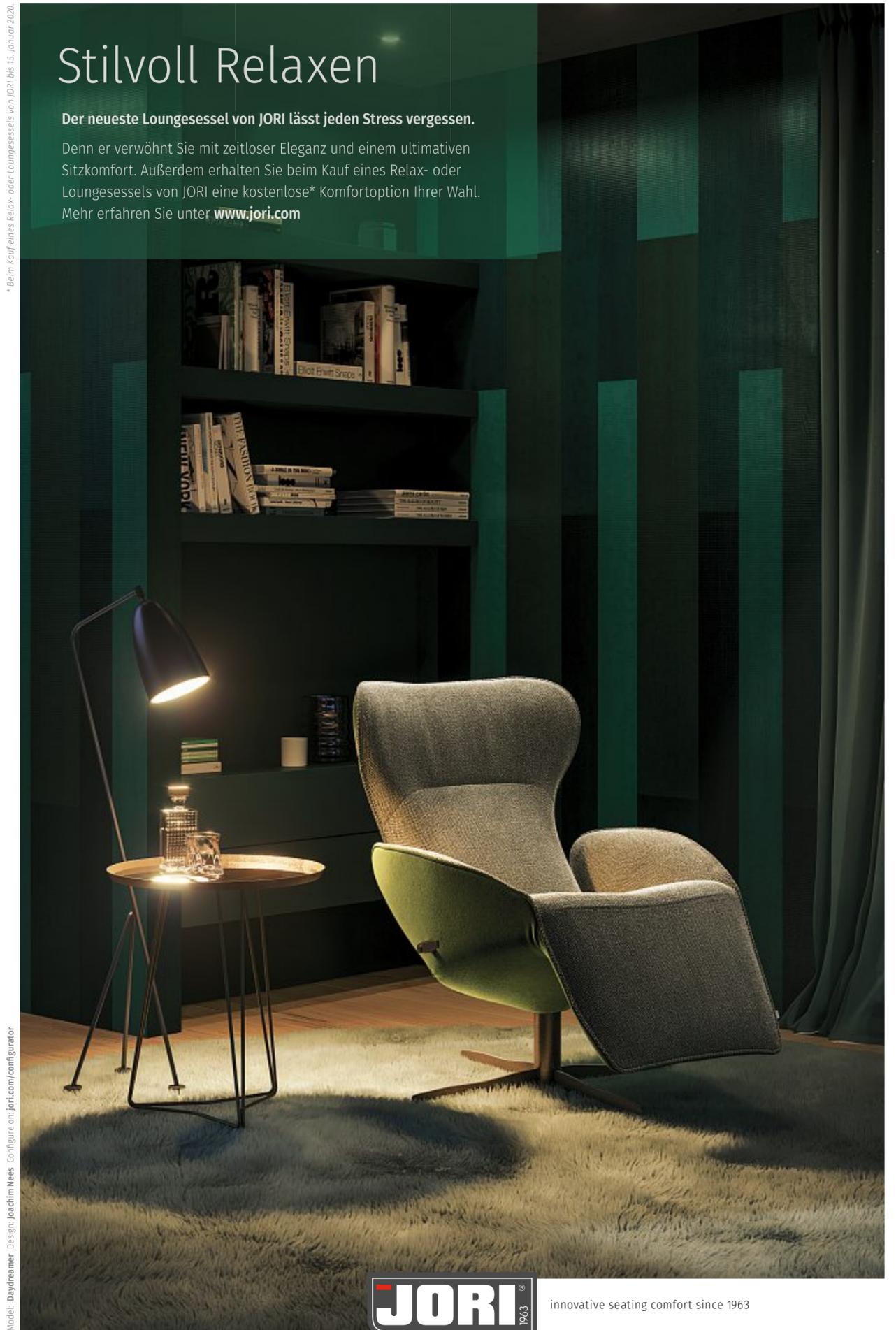
Stilvoll Relaxen

Der neueste Loungesessel von JORI lässt jeden Stress vergessen.

Denn er verwöhnt Sie mit zeitloser Eleganz und einem ultimativen Sitzkomfort. Außerdem erhalten Sie beim Kauf eines Relax- oder Loungesessels von JORI eine kostenlose* Komfortoption Ihrer Wahl. Mehr erfahren Sie unter www.jori.com

* Beim Kauf eines Relax- oder Loungesessels von JORI bis 15. Januar 2020.

Model: Daydreamer Design: Joachim Nees Configure on: jori.com/configurator



JORI
1963

innovative seating comfort since 1963



Für die Strafbarkeit von Upskirting: Hanna Seidel (links) und Ida Marie Sassenberg haben ihr Ziel fast erreicht.

Foto Dominik Gierke



Kampf für die Senkung des Mehrwertsteuersatzes auf Hygieneartikel: Yasemin Kotra (links) und Nanna-Josephine Roloff waren mit ihrer Petition erfolgreich.

Foto Lukas Kreibitz

Frauen für Frauen

Diese Aktivistinnen haben 2019 verändert – mit Online-Petitionen. Aber ist das gut für die Demokratie?

Von *Natalia Wenzel-Warkentin*

Hanna Seidel war 16 Jahre alt, als zum zweiten Mal in ihrem Leben ein fremder Mann mit seiner Kamera unter ihren Rock filmte. Sie besuchte damals ein Festival und trug – wie viele Mädchen in ihrem Alter – einen kurzen Rock. Sie war schockiert, als sie merkte, was gerade passiert war, und meldete den Vorfall bei der Polizei. Doch es geschah: nichts.

Hanna Seidel wird emotional, wenn sie die Geschichte erzählt. „Ich habe mich so schuldig gefühlt.“ Heute, gut zwölf Jahre später, weiß sie, dass nichts von dem, was damals geschah, mit ihr zu tun hatte. Die Polizei habe die Sache für zu banal gehalten, der Täter sei sich keiner Schuld bewusst gewesen und habe aggressiv reagiert, als sie ihn damit konfrontierte.

Im April haben die heute 29 Jahre alte Hanna Seidel und ihre Freundin Ida Marie Sassenberg eine Online-Petition ins Leben gerufen, mit deren Hilfe das heimliche Filmen unter den Rock, das sogenannte Upskirting, unter Strafe gestellt werden soll. Die Initiative orientiert sich an der Kampagne von Gina Martin. Fast zwei Jahre kämpfte die Britin für eine entsprechende Gesetzesreform – mit Erfolg. Heute droht Tätern in England eine Freiheitsstrafe von bis zu zwei Jahren. In Deutschland konnten sich Betroffene bislang kaum wehren. Die einzige Möglichkeit war ein aufwendiger, kräftezehrender Zivilprozess.

Wie sehr solche heimlich gemachten Aufnahmen in die sexuelle Selbstbestimmung der Opfer eingreifen, ist an diesem Tag Gegenstand eines Symposiums im Kriminalhistorischen Museum in Rothenburg. Dass sich an der gegenwärtigen Gesetzeslage etwas ändern muss, darin sind sich hier alle einig. Aber wie? Das Museum hat zu dieser Frage namhafte Juristen eingeladen, die über einen möglichen Gesetzesentwurf diskutieren.

Seit dem Start ihrer Petition haben Ida Marie Sassenberg und Hanna Seidel mehr als 100.000 Unterschriften gesammelt. Immer wieder melden sich Betroffene bei ihnen, berichten von Schuldgefühlen und Angst nach dem Übergriff in die Intimsphäre. Dass ihre Stimmen gehört, ihr Leid anerkannt wird, das ist den beiden Frauen wichtig. Sie sehen sich als Mittler und Sprachrohr. Immer wieder unterbricht Hanna Seidel die nüchternen Ausführungen

der Experten in Rothenburg, die sich vor allem darauf konzentrieren, inwiefern Upskirting eine Straftat ist. Nicht jeder im Raum kann sich vorstellen, wie es Betroffenen danach geht. Die Filmemacherin überragt mit ihrer Körpergröße die meisten anderen Frauen im Raum und spricht mit starker Stimme. Ihre Mitstreiterin ergänzt, widerspricht, fordert. Obwohl sie jünger sind als die meisten Diskussionsteilnehmer, lenken sie das Gespräch und verteidigen ihren Standpunkt. Beide haben sich monatelang auf solche Debatten vorbereitet, sie sind gewappnet gegen den Hass, der ihnen vor allem in sozialen Netzwerken entgegenschlägt.

Wie es ist, beschimpft und verunglimpft zu werden, wissen auch Nanna-Josephine Roloff und Yasemin Kotra. Am 1. Januar 2020 wird das umgesetzt, wofür die beiden Hamburgerinnen fast zwei Jahre lang gekämpft haben: Der Steuersatz auf Menstruationsprodukte wie Tampons und Binden wird von 19 auf sieben Prozent gesenkt. Damit gilt fortan der ermäßigte Steuersatz, wie er 1983 für die „Güter des lebensnotwendigen Bedarfs“ eingeführt wurde. Dazu zählen die meisten Lebensmittel, aber auch Tiere, Bücher – und Kunstgegenstände.

Dass Schnittblumen und Gemälde geringer besteuert werden als Tampons, Binden oder Menstruationstassen, war für die beiden eine schreiende Ungerechtigkeit. Mit ihrer Kampagne „Die Periode ist kein Luxus“ stehen sie in der Tradition einer feministischen Bewegung, die Tabus und Stigmata rund um die Menstruation abbauen will. Aktivistinnen aus allen Teilen der Welt wehren sich gegen die Ungleichbehandlung. In Ländern wie Kanada, Australien, Irland und Indien sind Periodenprodukte mittlerweile sogar ganz steuerfrei.

Auch Nanna-Josephine Roloff und Yasemin Kotra haben eine Online-Petition gestartet, auch sie wählten die Kampagnenplattform [change.org](https://www.change.org) dafür. Nach 200.000 Unterschriften und vielen Terminen mit Politikern haben sie es geschafft. Doch auch sie wurden Leidtragende einer vergifteten Debattenkultur, vor allem online. „Am Anfang haben wir noch alles gelesen, nach ein oder zwei Monaten haben wir damit aufgehört“, sagt Yasemin Kotra beim Treffen im Hamburger Börsenviertel. Was der schlimmste Satz war, den sie sich anhören mussten? „Einer schrieb, wir



Für Informationen über Abtreibung: Nike van Dinther hat als Reaktion auf ihre Petition viele Drohungen bekommen.

Foto Julia Zimmermann

könnten uns ja die Gebärmutter entfernen lassen, dann wäre es das gewesen mit den Periodenproblemen.“

Mit diesem Thema, das immer noch mit Tabus und Vorurteilen behaftet ist, in die Öffentlichkeit zu gehen, sei nicht immer leicht gewesen. Roloff wurde gestalkt, man versuchte durch Unwahrheiten ihren Ruf zu zerstören. Beide sind Mitglied der SPD in Hamburg, beide wollen etwas verändern, was sie für falsch halten. „Du musst deine Argumentation schärfen, auf alle Gegenargumente vorbereitet sein“, sagt Roloff. „Die wiederholen sich, und sie kamen und kommen fast immer von Männern.“

Zwischen dem Aufsetzen der Petition und dem Abschlussgespräch mit Finanzminister Olaf Scholz (SPD) im Oktober haben sich beide nur mit zwei männlichen Journalisten unterhalten – gegenüber 20 Interviewterminen mit Frauen. Durch die mediale Resonanz wurden immer mehr Leute auf die Kampagne aufmerksam, bald mischten auch Unternehmen mit. Am Ende gab es gar zwei Online-Aktionen. Das Berliner Start-up Einhorn setzte in Zusammenarbeit mit dem Magazin „Neon“ eine Petition auf und rekrutierte medienwirksame Prominente wie Charlotte Roche, Lena Meyer-Landrut und Jan Böhmermann.

Nanna-Josephine Roloff ist eine selbstbewusste, eloquente Frau, die ihre Worte bewusst wählt und gezielt einsetzt – doch beim Thema Einhorn verliert sie kurz die Beherrschung. Die Enttäuschung über die „nicht vorhandene Kommunikation“ und der Ärger über fehlende Kooperationsbereitschaft sind groß. „Man hat uns einen Tag vor Start der Petition Bescheid gegeben und uns gebeten, die Petition durch unseren Verteiler zu jagen. Seitdem gab es kein einziges Gespräch mehr. Sie haben nie gefragt, ob wir das nicht zusammen machen wollen.“ Das sei doch sinnlos: zwei Petitionen, zwei Kampagnen, zwei Parteien. Es stiftet Verwirrung, auch bei Unterstützern. Man könnte meinen, es sei egal, wer den Sieg einführt, schließlich wollen alle Parteien dasselbe. Aber für die beiden war das mehr als nur ein PR-Coup. Sie steckten viel ehrenamtliche Lobbyarbeit in das Projekt, unentgeltlich natürlich: Mittagessen mit Referenten, Mails an politische Akteure, Termine mit der Presse. Und das neben Job und Studium.

Auch Nanna-Josephine Roloff und Yasemin Kotra haben sich zusammengeschlossen, um die Arbeit und die Verantwortung gemeinsam zu bewältigen. „Du kannst dich bei jemandem auskotzen, der mit drinhängt, der das genau nachempfinden kann“, sagt Roloff. „Auf den ersten Blick bietet man zwar mehr Angriffsfläche, aber in Wahrheit reduziert sie sich. Denn wenn dich jemand zerstören will, muss er in zwei Leben rumrecherchieren.“ Die Verbundenheit der beiden ist offensichtlich. Nanna-Josephine Roloff ist die Dominantere, sie redet laut und schnell, ihre Miene wirkt zuweilen hart, sie ist fest entschlossen und hat keine Angst, diese Entschlossenheit nach außen zu tragen. Yasemin Kotra holt ihre Freundin immer wieder auf den Boden zurück, rational, in sich ruhend.

Nike van Dinther hat nicht das Glück, die Last ihres Vorhabens teilen zu können. Die Berlinerin führt zwar den erfolgreichen Blog „This is Jayne Wayne“ mit ihrer Freundin Sarah Jane zusammen, doch ihre Petition „#wasfürnsphän“ rief sie Anfang des Jahres allein ins Leben. Nachdem die Nation über den Fall der Frauenärztin Kristina Hänel und das Werbeverbot für Schwangerschaftsabbrüche debattiert hatte, beantragte Gesundheitsminister Jens Spahn (CDU) fünf Millionen Euro für die Finanzierung einer Studie, die sich mit den seelischen Folgen von Abtreibungen beschäftigen sollte. Spahn ist gegen eine Lockerung des Werbeverbots, hinter der Studie vermuten Aktivistinnen wie Nike van Dinther vor allem christlich-konservative Motive. „Fünf Millionen für Hilfe statt Hass“, fordert van Dinther im Text zur Petition, die bis Ende November fast 90.000 Unterstützer hatte. Die Studie sei „ein schamloser Versuch, zutiefst frauenverachtende Gesetze und Geisteshaltungen zu zementieren“. Am Ende drohe ein Rückschritt.

Im Gespräch in Berlin wird Nike van Dinther noch deutlicher. „Jens Spahn bedient sich sprachlich an einem Vokabular, das man sonst nur von militanten Abtreibungsgegnern kennt.“ Der CDU-Politiker ist für seine provokanten Tweets bekannt, immer wieder äußert er sich in Interviews zu gesellschaftlichen Debatten – und kassiert dafür oft Entrüstungstürme. So auch, als er Anfang des Jahres zum Thema Abtreibung twitterte: „Wenn es um das Leben von Tieren geht, da sind einige, die jetzt für Abtreibungen werben wollen, kompromisslos. Aber in dieser Debatte wird manchmal gar nicht mehr berücksichtigt, dass es um ungeborenes menschliches Leben geht.“ Tatsächlich

Frauen für Frauen

bedienen auch fundamentalistische Gruppen auf Seiten wie babycaust.de diesen Vergleich. Solche Gruppierungen lauern Schwangeren vor Kliniken auf oder denunzieren Ärzte, die Abtreibungen anbieten.

Seit ihre Petition im Februar gestartet ist, hat Nike van Dinther zahlreiche Drohungen bekommen. Die Urheber vermutet sie in genau diesem Spektrum. Doch der Hass kommt nicht nur von religiösen Spinnern. „Jedes Mal, wenn ich mich positioniere, verliere ich Follower“, sagt sie beim Treffen in einem Kreuzberger Café. „Das funktioniert nicht wie bei einem dieser Schönwetter-Kanäle, auf denen nur Hübsches gezeigt, Likes gesammelt und Fans gewonnen werden. Wenn du bei einem derart kontroversen Thema Haltung zeigst, verlierst du.“

Nike van Dinther ist zierlich, kleiner als erwartet, sie spricht mit weicher Stimme. Sie habe das Bedürfnis gehabt, dem Protest ein Gesicht zu geben, sagt sie. Umso wütender macht es sie, dass der Gesundheitsminister bis heute nicht auf die Petition reagiert habe. „Er ignoriert uns und möchte die Petition auch nicht entgegennehmen. Er tut so, als gäbe es diese 88.000 Menschen nicht. Das grenzt beinahe an Realitätsverweigerung. Er nimmt die Hälfte seiner Wählerschaft offensichtlich nicht ernst.“

Keine der Aktivistinnen zweifelt an der Relevanz ihres Anliegens. Sie haben schließlich Zehntausende, manchmal Hunderttausende Unterstützer. Die meisten von ihnen sind nur mit Hilfe ihrer IP-Adresse zu identifizieren, doch was sie eint, ist der Wille zur Veränderung. Nike van Dinther geht es dabei nicht nur um das Geld für eine Studie, die es so in der Vergangenheit schon mehrmals

Ein Plädoyer für Mini-Publics

Unterzeichner von Petitionen erwarten, dass die Politik auf ihr Anliegen reagiert. Das sei aber ein großes Missverständnis, das diese Form der Teilhabe mit sich bringe, sagt Brigitte Geißel. Die Politikwissenschaftlerin leitet die Forschungsstelle Demokratische Innovationen an der Goethe-Universität in Frankfurt. „Es entspricht nicht der Realität und führt zu Frustration.“ Seit 2005 gibt es die Möglichkeit, Online-Petitionen beim Bundestag einzureichen. Wer 50.000 Unterschriften übertrifft, muss im Ausschuss zumindest angehört werden. Sich mit Hilfe von Unterschriften zu beteiligen sei eine alte Form der Teilhabe, die Digitalisierung habe sie nur wieder in Mode gebracht. „Es ist ein anderer Kanal des Inputs in das politische Entscheidungssystem.“

Mitglied einer Partei oder einer Interessengruppe zu werden oder etwas zu unterzeichnen sind Wege, um dem politischen Entscheidungsträger zu sagen: Das ist, was wir, also ein Teil der Gesellschaft, wollen.“ Vor allem die Unverbindlichkeit trage dazu bei, dass Online-Petitionen immer beliebter würden. Die Menschen seien seltener dazu bereit, sich in Organisationen wie Parteien, Gewerkschaften oder Kirchen zu engagieren. „Die alten Mechanismen haben sich überlebt“, sagt Geißel. Das sei ein Trend, der sich schon vor der Digitalisierung abgezeichnet habe. Wenn es um Themen gehe, die etwa auf eine Gesetzesänderung hinauslaufen, seien Online-Petitionen aber nicht unproblematisch. Denn die Bürger könnten für etwas abstimmen, über dessen Konsequenzen sie nicht umfassend informiert seien. Die Politikwissenschaftlerin plädiert stattdessen für „Mini-Publics“, deliberative Bürgerversammlungen. Das Konzept sieht vor, dass Bürger und Experten zusammenkommen, um an einem runden Tisch oder in einem Town Hall Meeting zu diskutieren. Auf Basis dieser Expertise könne sich der Laie dann eine Meinung bilden und eine Empfehlung an die Politik abgeben. „Ich bin für Volksabstimmungen. Aber erst nach einem langen Diskussionsprozess. Damit nicht so was wie beim Brexit passiert.“ In der Schweiz oder Irland funktioniere das wunderbar.

gab, sondern auch darum, das Thema Abtreibung in die Öffentlichkeit zu bringen. Sie selbst hat vor zwei Jahren eine ungeplante Schwangerschaft abgebrochen und erinnert sich noch gut daran, wie schwer es war, sachliche Informationen im Internet zu finden.

„Es kann nicht sein, dass Ärztinnen keinerlei Informationen auf ihre Seiten stellen dürfen“, sagt sie. „Abtreibungsgegner aber unseriöse, emotionalisierte Bilder und Informationen im Netz verbreiten dürfen, die Frauen in Konfliktsituationen in keinerlei Hinsicht helfen, sondern ausschließlich die Schuldkultur füttern.“ Dabei gehe es nicht darum, einen solchen Eingriff zu verharmlosen oder zu verherrlichen. „Man braucht sachliche Informationen, um handlungsfähig zu sein und eine klare Entscheidung treffen zu können. Aber alles, was du liest, geht nur in die eine Richtung.“

Abzutreiben, obwohl sie schon Mutter eines Sohnes war, ist ihr nicht leichtgefallen. Ihr erstes Kind kam viel zu früh und per Notkaiserschnitt zur Welt. Eine weitere Schwangerschaft wäre eine Risikoschwangerschaft gewesen. „Auch ich war lange unaufgeklärt. Abtreibung, das war für mich etwas, das in Frage kam, wenn man 16 und schulpflichtig ist, wenn man mitten im Studium steckt oder ganz allein dasteht, ohne finanzielle Mittel und Unterstützung von Freunden und Familie. Etwas, das immer aus der Not heraus geschieht.“

Heute spricht sie abgeklärt und mit fester Stimme über ihren Schritt, steht zu ihrer Entscheidung, die keine leichte war. Sie betont aber auch, dass es nicht jeder Frau so geht. „Für manche ist es keine schwere Entscheidung, sondern einfach die Entscheidung für das Leben, das sie jetzt gerade führen.“ Was sei denn die Alternative? „Frauen kämen in sehr prekäre Situationen, wenn sie trotzdem abtreiben. Wir denken, die Kleiderbügel seien aus einer grauen Vorzeit, das stimmt aber nicht. Abtreibungen finden überall auf der Welt statt – trotz Verboten und erschwerem Zugang zu Informationen. Sie werden durch die Kriminalisierung und fehlendes Wissen nur gefährlicher.“

Nike van Dinther geht es um fundamentale Rechte, um Gleichberechtigung und Wertschätzung. An der mangelt es, wenn die eine Hälfte der Bevölkerung mehr für Produkte zahlen muss, auf die sie während der Menstruation nicht verzichten kann. Oder wenn Fremde in die Intimsphäre eines Menschen eindringen und dafür nicht zur Rechenschaft gezogen werden.

Alle fünf Frauen bezeichnen sich als Feministinnen. Doch ihr Feminismus beschränkt sich nicht auf binäre Geschlechterkonstruktionen, er schließt alle ein, die von der Gesellschaft diskriminiert werden. „Egal ob Mann oder Frau, egal welchen Hintergrund man hat. Alle sind gleich, haben die gleichen Rechte und Pflichten“, sagt Nanna-Josephine Roloff in Hamburg. Ihre feministischen Vorbilder finden sie nicht nur auf der großen Bühne, sondern auch im Freundes- und Familienkreis. Sie unterstützen sich gegenseitig, stärken einander, statt miteinander in Konkurrenz zu treten. Es ist eine Generation junger Frauen, die laut ist, und die geschlossen gegen das kämpft, was sie als ungerecht empfindet.

Drei Monate ist es nun her, dass Hanna Seidel und Ida Marie Sassenberg auf dem Symposium in Rothenburg über ihr Anliegen diskutiert haben. Seitdem ist viel passiert. Immer mehr Medien und Politiker sind auf das Thema Upskirting aufmerksam geworden, im Oktober trafen sie Bundesjustizministerin Christine Lambrecht (SPD). Und der Bundesrat hat bereits abgestimmt – Upskirting wird tatsächlich strafbar. In welcher Form, darüber wird noch verhandelt.

Die beiden jedenfalls sind zufrieden. Sie stehen kurz vor ihrem Ziel, und sie haben die Menschen für ein Thema sensibilisiert, das bisher keines zu sein schien. „Gerade jetzt, da einen der Eindruck beschleicht, überall herrschen Krieg und Krise, und es brennt an jeder Ecke, sind da so viele starke Frauen, die die Feuer löschen“, sagt Ida Marie Sassenberg. „Daraus haben wir immer die Motivation geschöpft.“ Sie können sich gut vorstellen, dass das nicht ihre letzte Petition gewesen ist.

Nanna-Josephine Roloff und Yasemin Kotra arbeiten schon an ihrem nächsten Projekt. Sie wollen, dass Menstruationsprodukte in öffentlichen Einrichtungen wie Schulen oder Ämtern künftig unentgeltlich zur Verfügung stehen. Und Nike van Dinther wird in Berlin weiterhin kritische Artikel auf ihrem Blog veröffentlichen, bis Jens Spahn auf ihre Petition reagiert. Vielleicht rollt sie die Petition auch noch mal neu auf. Aufgeben will sie jedenfalls nicht. ◀



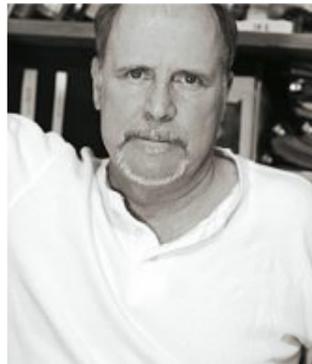
„MAN MACHT SIE ZU NICHT-PERSONEN“

Tom Kiefer über seine Fotos von Habseligkeiten, die illegalen Einwanderern in den Vereinigten Staaten abgenommen wurden

Herr Kiefer, Sie fotografieren Gegenstände, die amerikanische Grenzschutzbeamte illegal eingewanderten Migranten in der Wüste Arizonas abgenommen haben. Ihre Bilder zeigen Alltägliches wie Zahnbürsten, Wasserflaschen, Schnürsenkel und Damenbinden – hübsch arrangiert vor einem Hintergrund in fröhlichen Farben. Ihre Fotos sind unter dem Titel „El Sueño Americano – The American Dream“ in Los Angeles ausgestellt. Verbirgt sich hinter dem Titel ein Stück Ironie? Ja und nein. Die Leute sind ja in die Vereinigten Staaten gekommen, um den amerikanischen Traum zu suchen. Viele kamen aber nicht zum ersten Mal über die Grenze, sondern haben schon einen großen Teil ihres Lebens hier verbracht. Oder wurden sogar hier geboren. Ihr amerikanischer Traum sieht daher etwas anders aus als das, was man in der Regel mit ihm verbindet.

angesehen, bis ich es nicht mehr ertragen konnte. Als ich 2007 fragte, ob ich die Konserven an eine Suppenküche weiterreichen dürfte, hieß es: „Unbedingt!“ In den Mülltonnen fand ich dann auch die Besitztümer der Migranten, die beschlagnahmt wurden.

Damals wurden an der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko jeden Monat bis zu 100.000 Migranten aufgegriffen. Wissen Sie, wie viele von ihnen nach Ajo gebracht wurden? Das kann ich nicht sagen. Die Grenze erstreckt sich von Kalifornien bis nach



Aufklärer: Fotograf Tom Kiefer

Texas über mehr als 3000 Kilometer. Der Sektor Tucson in Arizona, zu dem Ajo gehört, zählt aber zu den Abschnitten mit den meisten Verhaftungen.

Da müssen mit der Zeit Tonnen an persönlichen Gegenständen zusammengekommen sein.

Ja, ich stieß auf all diese unglaublichen Dinge: Kinderzahnbürsten mit Rennautos als Griff, T-Shirts mit skurrilem Aufdruck, Brieftaschen, in denen noch Familienfotos steckten. Ich wusste, dass ich etwas daraus erschaffen musste. Ich habe früher als Grafikdesigner in Los Angeles gearbeitet und später als Kunstfotograf im Stil von Walker Evans. Beides hat die Art beeinflusst, wie ich die Besitztümer der Migranten fotografiert habe. Ich versuche mit der Kamera Dinge zu dokumentieren, die Amerika zu Amerika machen.

Einige Aufnahmen zeigen Plastikflaschen, die provisorisch in Stoffreste eingenaht wurden. Wollten die Migranten das Wasser bei dem Fußmarsch durch die Wüste kühl halten?

Da ich an der Grenzstation nur als Hausmeister beschäftigt war, hatte ich kaum Kontakt zu den Migranten. Ich vermute aber, dass der Stoff die weißen Behälter tarnen und die Beine der Leute

schützen sollte. Bei dem langen Weg über die Grenze schlugen die Flaschen ja immer wieder gegen den Körper.

Ist Ihnen ein Gegenstand besonders in Erinnerung geblieben? Ein Indian Head Penny aus dem Jahr 1879, also eine uralte Ein-Cent-Münze. Ich habe mir vorgestellt, dass jemand dieses Stück Americana als Symbol der Hoffnung auf ein besseres Leben bei sich getragen hat. Ich fand die Münze auf dem Boden der Halle, in der die aufgegriffenen Migranten aus den Geländewagen der Grenzbehörde geholt wurden. Der Indian Head Penny war achtlos weggeworfen worden.

Seit Ihre Ausstellung eröffnet wurde, wird über sie auch in sozialen Medien diskutiert. Die meisten Betrachter preisen die Fotos als eindrucksvolle Dokumentation des Einwanderungsdramas. Einige stoßen sich aber auch an den kunstvollen Arrangements der Habseligkeiten von Menschen in Not.

Wer mir vorhält, ich würde Elend glamourös darstellen, hat mich missverstanden. Erweise ich den Migranten nicht eine größere Ehre, wenn ich ihre Besitztümer von Erde und Schmutz befreie und sie in angemessener Form präsentiere? Ich habe ihnen gegenüber



tiefsten Respekt. Sie riskieren ihr Leben, um hierherzukommen.

Viele fühlen sich an Aufnahmen aus Konzentrationslagern erinnert. Der Vergleich verbietet sich. Die Dinge, die ich fotografiert habe, stammen von festgenommenen Migranten. Die Bilder sollen zeigen, wie wenig sie behalten durften. Konzentrationslager waren Tatorte von Massenmorden.

Die Migranten mussten so harmlose Dinge wie Schlüssel, Sonnenbrillen oder Käämme

abgeben. Welchen Zweck hat die Zoll- und Grenzbehörde mit diesen Maßnahmen verfolgt? So etwas hat nur Sinn, wenn man einen Menschen demoralisieren und herabwürdigen möchte. Wenn man ihm persönliche Habseligkeiten wie Fotos, Rosenkränze oder eine Bibel wegnimmt, will man ihn zu einer Nicht-Person machen. Das ist bössartig und unmenschlich.

Im Jahr 2014 haben Sie die Stelle des Hausmeisters an der Customs and Border Protection Station in Ajo aufgegeben, gut

zwei Jahre vor Donald Trumps Einzug ins Weiße Haus. Obwohl die fotografierten Gegenstände aus der Zeit der Präsidentschaften von George W. Bush und Barack Obama stammen, werden sie oft Trumps Einwanderungspolitik zugeschrieben. Die Lage an der Grenze hat sich verschärft. Es geht darum, die Öffentlichkeit aufzuklären, was dort passiert. Viele Amerikaner können sich nicht mal vorstellen, wie es an der Grenze aussieht.

Meinen Sie, Sie würden heute ähnliche Überbleibsel in Ajo finden wie damals?

Nein, darum geht es auch nicht. Ich habe leider keinen Vorschlag, wie man das Problem der Migranten und ihres amerikanischen Traums in den Griff bekommt. Wir müssen uns aber fragen, was wir tun können, um den Menschen zumindest weiteren Kummer zu ersparen. Und ihnen ein bisschen Würde zurückzugeben.

Die Fragen stellte Christiane Heil.

Die Fotos von Tom Kiefer werden unter dem Titel „El Sueño Americano – The American Dream“ bis zum 8. März 2020 im Skirball Cultural Center in Los Angeles ausgestellt.



FOTOS: TOM KIEFER/REDFERNAUF (7), PRIVAT

Der Alleskönner für den Alltag.



Apple MacBook Air

GRAVIS
Ankauf-Service

Sichern Sie sich die neueste Generation und geben Sie Ihr derzeitiges Gerät einfach in Zahlung.*

Was macht den Einkauf bei GRAVIS so besonders?

Bei uns erleben Sie eine handverlesene Produktauswahl, Beratung und Service für Ihre individuellen Bedürfnisse! Wir freuen uns auf Ihren Besuch!



*Weitere Infos auf gravis.de und im GRAVIS Store.

GRAVIS Computervertriebsges. mbH, Ernst-Reuter-Platz 8, 10587 Berlin



WAS KOSTET DIE WELT

Braucht es diese vielen Päckchen? Die aufwendige Verpackung? Die langen Transportwege? Michael Kliger, Chef des Online-Händlers Mytheresa, antwortet.

Von Bettina Weiguny, Fotos Tobias Schmitt



Michael Kligers Arbeit hat zwei Seiten, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Die eine ist glamourös, mit Glitzerkleidern und Gläsern voll perlendem Champagner. Die andere besteht aus Zahlenreihen, Unmengen an Pappkartons und einem schlichten Glasgebäude im Herbstregen.

Der Chef von Mytheresa steht zwischen diesen beiden Welten. Hier die Luxusmode, dort die Logistik des Online-Händlers. Sichtbar sein soll nur der Glitzer, der Rest soll reibungslos im Hintergrund vor sich hin schnurren. Nur ist das nicht so ganz einfach – in Zeiten, in denen die Lastwagen der Lieferdienste die Städte verstopfen, Kunden mit schlechtem Gewissen ihren CO₂-Abdruck berechnen und Geschäfte in den Fußgängerzonen schließen.

Je mächtiger die Online-Händler, desto kritischer schaut die Welt auf ihr Geschäftsmodell. Braucht es diese vielen Päckchen? Die aufwendige Verpackung? Die langen Transportwege? Michael Kliger ist sich dessen durchaus bewusst: „Ein Paket, das von München in die Welt verschickt wird, ist nie unproblematisch. Aber der Online-Handel hat auch viele Vorzüge. Und wir arbeiten an allen Stellschrauben, um die Nachteile zu minimieren. Trotzdem bleibt ein Internet-Kauf immer ein Kompromiss.“

Es geht an diesem Tag also um das Für und Wider. Der Morgen beginnt in der Mytheresa-Zentrale in Aschheim, dann geht's ins Logistikzentrum, von dort in die Boutique in der Münchner Innenstadt. Abends dann ein Dinner im Ägyptischen Museum.

Im Industriegebiet spürt man in der dritten Etage wenig von der Emotionalität, mit der Luxusmarken wie Gucci, Prada, Balenciaga oder Valentino aufgeladen sind. Gegründet wurde Mytheresa von Susanne und Christoph Botschen. Das Ehepaar betrieb seit 1986 in der Münchner Innenstadt eine Designer-Boutique. Früh erkannten sie die Chancen des Internets. Während andere glaubten, nie werde jemand Kleider im Netz bestellen, zogen sie in Aschheim einen eigenen Internet-Shop auf. Zur Verblüffung der Branche schafften es die beiden Außenseiter, sich gegen die internationale Konkurrenz wie Net-a-Porter zu behaupten. 2015 verkauften sie ihre Anteile an den amerikanischen Kaufhauskonzern Neiman Marcus.

Michael Kliger, den die amerikanischen Besitzer als CEO einsetzen, ist kein Modemensch, sondern ein Mann der Zahlen. Der Hüne, schlank und graumeliert, kommt von der Unternehmensberatung McKinsey, hat Karriere gemacht bei Real, Accenture, First Capital Partners und zuletzt bei Ebay. Seit er 2015 bei Mytheresa anheuerte, hat er den Umsatz von 100 auf 377 Millionen Euro hochgetrieben. Noch ist das Unternehmen, anders als die meisten Konkurrenten, „profitabel und cash-positiv“.

Und das ist auch gut so. Denn seit einem halben Jahr sucht der Eigentümer Neiman Marcus nun schon nach einem Käufer für den Münchner Ableger. Alles ist möglich, der Prozess „ergebnisoffen“, wie Kliger es nennt. Ein Verkauf wäre denkbar, ein Börsengang ebenso, vielleicht bleibt auch alles beim Alten. Für Kligers Tagesgeschäft ist das erst einmal egal. Trotzdem dauert ihm das Prozedere zu lange. „Die Kundin goutiert es nicht, wenn sie das Gefühl hat, dass wir uns mit uns selbst beschäftigen statt mit

ihren Bedürfnissen.“ Einfluss nehmen kann der CEO nicht. „Ich bin wie das Gucci-Kleid“, sagt er lachend. „Ich weiß nicht, ob ich morgen gekauft werde. Aber ich bin schön und würde vielen gut stehen.“

In seinem Bürotrakt sind keine Designerkleider zu sehen, keine Models, nicht mal Handtaschen. Sondern schlichtes weißes Mobiliar, Laptops, Screens an den Wänden. Der Blick geht auf die Bürogebäude gegenüber. Die Zentrale von Escada liegt hier, doch der frühe Glanz ist verblasst, gerade hat die superreiche Stahl-Erbin Megha Mittal die Marke frustriert an einen Investor weitergereicht. Das Gründerpaar Botschen hatte sich ein paar Häuser weiter mit der nächsten Geschäftsidee niedergelassen: einem Online-Store für teure Schuhe. Doch das Projekt ist gescheitert, Marthalouisa.com hat schon wieder dichtgemacht. Und um die Ecke residiert Wirecard, der Dax-Aufsteiger, dem zwielichtige Geschäfte in versteckten Winkeln der Welt nachgesagt werden, was der elektronische Zahlungsdienstleister bestreitet.

Kliger kennt die Nachbarn kaum. Jeder kämpft in Aschheim seinen eigenen Kampf. Mytheresa will wachsen, besonders in Amerika und Asien. „Da haben wir im Vergleich zur Konkurrenz noch Nachholbedarf.“ Sie betreiben zwar noch die Boutique im Herzen Münchens, gegenüber von den Fünf Höfen, wo mit den Botschens alles angefangen hatte. Aber der Laden macht heute nur noch etwa zwei Prozent des Umsatzes aus, 15 Millionen Euro. „Das lässt sich nur schwer steigern“, sagt Kliger. „Stationäre Läden wachsen nicht.“ Schuld daran ist natürlich das Geschäft im Internet. Aber das ist nicht seine Schuld: „Der Kunde entscheidet, wo und was er kauft.“

Die Menschen bestellen online, weil die Portale ein Problem des 21. Jahrhunderts lösen: „Unsere Kundin hat keine Zeit“, sagt Kliger. „Sie kauft abends um 22 Uhr innerhalb von 20 Minuten auf unserer Homepage ein, weil das schnell geht.“ Hätte sie Zeit, so argumentiert er, würde sie vermutlich lieber in die Stadt fahren und durch die Boutiquen bummeln. Aber sie ist ständig beruflich unterwegs. „Wir verkaufen nicht an die Frauen erfolgreicher Männer, sondern an erfolgreiche Frauen.“ Die oberen zehn Prozent der Gesellschaft können sich die Luxusmarken leisten und ordern hier. Premiummarken oder gar darunter verkauft Mytheresa gar nicht erst. „Wir haben es eine Zeitlang auch mit Sneakers versucht, aber das funktioniert nicht.“ Mytheresa steht für reinen Luxus.

Seit kurzem bieten sie auch Kindermode an, Anfang des Jahres kommt Herrenmode hinzu, denn Männer haben meist noch weniger Zeit (und Lust), shoppen zu gehen. „Unsere Kundin fragt ständig nach, wann ihr Mann bei uns zum Zuge kommt.“ Kliger rechnet damit, dass Herrenartikel bald ein Drittel des Umsatzes ausmachen. Denn auch Männer haben die Scheu vor dem Online-Kauf verloren, der Markt wächst schnell.

In ein paar Jahren wird der Online-Handel von zur Zeit etwa zehn auf 25 bis 30 Prozent am Gesamtumsatz steigen. „Das ist schmerzhaft für den Einzelhandel.“ Schwarzmalerei findet Kliger trotzdem ungebracht: „Es bleiben ja 70 Prozent.“ Geschäfte werden nie verschwinden, schon gar nicht in Städten wie München, wo seit Jahren

neue Läden rund um die Maximilianstraße eröffnen. Kaufkräftige Touristen strömen in Scharen in die Stadt, der Zugang ist riesig, es gibt keinen Leerstand. Die Leute kaufen mehr denn je.

Anders verhält es sich auf dem Land und in Shopping-Malls auf der grünen Wiese. Kliger kennt die Klagen: Wenn irgendwo ein Käse-Laden schließt, ist schnell von einer Tragödie die Rede. „Nur kann der Käse-Händler nicht davon leben, dass andere sich an seinem Anblick erfreuen.“ Die müssen dort auch einkaufen, und das tun sie meist nicht. „Wir können keine Denkmalpflege betreiben, um die Innenstädte zu retten. Oder wollen wir gesetzlich vorschreiben, dass in jeden Ort zwei Lebensmitteläden, drei Boutiquen und ein Elektrofachgeschäft gehören?“

Schon in zehn Jahren, das leugnet Kliger nicht, werden die Innenstädte anders aussehen. Seine Vermutung: Die Geschäfte weichen, Restaurants ziehen ein. „Früher war es etwas Besonderes, essen zu gehen, heute ist das Alltag.“

Für die Menschen auf dem Dorf ist der Online-Handel aus Kligers Sicht das Beste, was ihnen passieren konnte. Sie haben eine größere Auswahl als je zuvor und müssen nicht einmal mit Auto oder Bus in die nächste Großstadt. „Das einzige, was sie brauchen, ist schnelles Internet.“ Das allerdings ist oft ein Problem.

Vom Mytheresa-Zentrallager in Heimstetten aus werden die Lieferungen in die ganze Welt verschickt – ein Wahnsinn. „An Spitzentagen machen wir 8000 Pakete“, sagt Kliger. Nur noch jeder fünfte Euro wird in Deutschland verdient. Das heißt: Die Pakete gehen in alle Länder Europas, nach Amerika und China, Australien und Japan, bis nach Tonga oder auf die Fidschi-Inseln.

Die Zustellung erfolgt blitzschnell. Sobald die Kundin den Kauf-Button drückt, leuchtet der neue Auftrag auf den Computern im Lager auf. Die Mitarbeiter suchen die Einzelteile auf 10.000 Quadratmetern zusammen, die dann über Bänder zur Verpackungsstation rasen. Von dort gehen sie, hübsch eingetütet und mit Schleife versehen, weiter zur Postausgabe, wo ein Lieferdienst wartet.

Für München wird ein Drei-Stunden-Service geboten: um 14 Uhr bestellt, um 17 Uhr an der Haustür; jede dritte Münchnerin wählt diese Option. Wer in Europa vor 17 Uhr bestellt, erhält das Paket am nächsten Tag. „Das Versprechen halten wir zu 96 Prozent.“ Nach New York dauert die Lieferung einen Tag, nach San Francisco zwei, nach China drei Tage: „Zwei Tage Transport, einen Tag Zoll.“ Logistisch ist das eine Meisterleistung. Dafür ist die Öko-Bilanz verheerend. „Ein Paket mit dem Flugzeug durch die Welt zu schicken kann nicht gut sein“, gesteht Kliger ein. „Das ist wie die Flugreise in den Urlaub.“

Aber die Lieferdienste arbeiten an ihrer Öko-Bilanz, optimieren die Fahrten, stellen um auf Elektroautos und leisten für den CO₂-Ausstoß Kompensationszahlungen, so dass im Regenwald Bäume gepflanzt werden oder neue Wasserwerke entstehen. „Moderner Ablass“, sagt Kliger. „Dadurch ändert sich nichts am Problem, man unterstützt nur Gegenmaßnahmen.“ Besser als nichts, findet er. Schiffsieferungen jedenfalls seien keine Alternative. „Ein Containerschiff mit altem Dieselmotor ist umweltschädlicher als ein Flugzeug.“ Die einzige Möglichkeit, die noch

bliebe: das Paket gar nicht erst zu verschicken. „Das aber ist nicht der Wunsch unserer Kunden.“ Seiner auch nicht.

Deshalb drehen sie an den Details, zum Beispiel an der Verpackung. „Wir können Designer-Kleider nicht in einem Beutel verschicken“, sagt Kliger. „Das geht bei dem Wert unserer Ware nicht.“ Ein Gucci- oder Prada-Kleid darf nicht verknittert bei der Kundin ankommen. Also hat Mytheresa vor einigen Jahren von normaler auf recycelte Pappe umgestellt. Außerdem kann die Kundin seit anderthalb Jahren auf die hübsche Geschenkbox im Paket verzichten. Jede dritte Kundin klickt diese Option an, viel mehr als erwartet. So fällt weniger Müll an, die Päckchen sind kleiner, kosten weniger Porto und brauchen weniger Platz auf dem Transport. „Wir sind nicht Spitzenreiter bei dem Thema, versuchen aber unseren Teil beizutragen.“

Überhaupt wehrt sich Kliger gegen einseitige Verdammung. Was sei umweltverträglicher: wenn die Kundin mit ihrem SUV in die Innenstadt fährt, um ein Kleid zu kaufen, und dann wieder zurück in ihren Vorort? Oder wenn die DHL-Laster – zu 60 Prozent Elektroautos und mit jeweils 500 Paketen beladen – die optimale Route fahren? „Die Antwort ist nicht so eindeutig, wie viele denken.“

Der Käuferin ist das alles nicht egal, sie will aber nicht ihr ganzes Leben auf Nachhaltigkeit umstellen. „Wir haben alle keinen neutralen carbon footprint, gehen tagtäglich Kompromisse ein.“ Doch immer mehr Kundinnen fordern Transparenz von Marken und Händlern: Welche Materialien verwenden die Designer, wo kommen die Sachen her, unter welchen Bedingungen werden sie gefertigt? „Für uns zählen die 16 Ziele, die die UN kürzlich ausgegeben hat.“ Dazu gehören neben Klima- und Umweltschutz auch Tierwohl, faire Löhne und Arbeitsbedingungen sowie der Verzicht auf Kinderarbeit. Mitunter kommen die Ziele sich aber ins Gehege: „Für die Umwelt sind Nerzfarmen womöglich verträglich, für das Tierwohl aber inakzeptabel.“ Viele Kundinnen bevorzugen deshalb künstlichen Pelz. „Der hat aber eine schlechtere CO₂-Bilanz als echter.“ Für die eine Kundin ist Leder das Nonplusultra an Nachhaltigkeit, andere lehnen Tier-

produkte generell ab. Kligers Haltung ist klar: „Wir schreiben nichts vor.“

Aber man setzt Zeichen, zum Beispiel dadurch, mit welchen Designern man zusammenarbeitet. Gerade sind es Gabriela Hearst und Stella McCartney, die beide durch ihre nachhaltigen Entwürfe bekannt wurden. McCartney nutzt schon seit Jahrzehnten kein Leder mehr und liegt damit nun im Trend. „Und bei Gaby Hearst ist Nachhaltigkeit Teil ihres Berufsethos“, schwärmt der Manager. So veranstaltete sie in New York eine klimaneutrale Schau – dafür schickte sie nur ungeföhrnte Models auf den Laufsteg, die nicht extra eingeflogen werden mussten.

Beide Designerinnen haben im Oktober exklusive Kollektionen für Mytheresa entworfen, „Capsules“. Für Kliger sind solche Kooperationen wichtig. Damit bietet er seinen Kundinnen ein Extra und stellt einen persönlichen Kontakt zu den Stars der Luxusbranche her. Zudem schafft es Vertrauen. Denn die Kundin, die in Alabama oder Jakarta sitzt und eine tolle Dionysus-Tasche von Gucci bei Mytheresa entdeckt, fragt sich zu Recht: Ist die echt? Und wer ist überhaupt Mytheresa? Sieht sie dann Bilder von einem Dinner mit Stella McCartney, von einer Party mit Balmain-Designer Olivier Rousteing in Paris oder einem Lunch mit Victoria Beckham, weiß sie: Wenn die zusammen feiern, gehört Mytheresa dazu. Für das Balmain-Event in Paris sind drei Top-Kundinnen extra aus New York eingeflogen, erzählt Kliger. „Auf eigene Kosten.“

Auch nach München kommen heute Top-Kundinnen. Gabriela Hearst ist eigens zu einem Talk in der Mytheresa-Boutique angereist. An die 60 Frauen sind gekommen. Mode ist das Thema des Nachmittags. „Was trägst du für tolle Schuhe? Sind das etwa Miu Miu?“, fragt die eine ihre Sitznachbarin. „Wann kommt dein Kleid von Dior?“, will die nächste wissen. Die Bayerin hinter ihr hat ein anderes Problem: „Habt's ihr nichts Herzhaftes?“, fragt sie verzweifelt einen Kellner, der Pralinen reicht. „Ich habe den ganzen Tag nichts gegessen.“ Na gut, dann eben ein paar Schokoladengugeln zum Champagner.

Gabriela Hearst erzählt währenddessen von sich und ihrer Arbeit. Aufgewachsen ist die angesagte New Yorker Designerin in Uruguay, auf einer riesigen Farm. „Mit mehr Tieren als Menschen.“ Alles dort war darauf ausgerichtet, möglichst lange zu halten. Denn jede Reparatur war teuer und zeitraubend. Daher ihre Vorstellung von Nachhaltigkeit. Langlebig sollen ihre Stücke sein, praktisch, bequem und zeitlos elegant.

Ihre Verpackungen sind biologisch abbaubar und kompostierbar, sie färbt mit pflanzlichen Farben, verwendet recyceltes Wasser, verarbeitet vor allem Leinen und Merinowolle und meidet Baumwolle. „Ich nehme, was wie Denim aussieht, aber weniger Wasser in der Herstellung verbraucht.“ Zudem arbeitet sie Restposten auf, recycelt Fasern. Die Begrenzung schärfte ihre Kreativität. Die Zweieundvierzigjährige, die mit John Augustine Chilton Hearst aus der Hearst-Mediendynastie verheiratet ist, kauft selbst nur Dinge, die sie für den Rest ihres Lebens besitzen möchte. „Das schärfte ich auch unseren Kindern ein.“

Zum Dinner im Ägyptischen Museum trägt die Minimalistin statt Hosenanzug ein rotes Abendkleid. 20 Premium-Kunden sind eigens aus Hongkong, Italien, England, Kuwait und Berlin angereist. Dazu Presse und Promis, wie die Schauspielerinnen Hannah Herzsprung und Alicia von Rittberg. Gedeckt ist für 80 Personen an einer langen Tafel, Hearst in der Mitte, ihr gegenüber Gastgeber Kliger. Einige aus seinem Team sind verhindert: Sie reisen schon Richtung Shanghai, wo an einem der nächsten Tage ein ähnliches Programm mit Stella McCartney angesetzt ist. „Wir bieten zur Zeit das beste Beziehungsgeflecht zwischen Stars und Kundinnen“, sagt Kliger. So schafft man Kaufanreize. „In der Maslowschen Bedürfnispyramide stehen wir ganz oben, unsere Luxusprodukte sind ein rein emotionales Bedürfnis.“ Das beste Sinnbild dafür seien Clutches, die kleinen Handtaschen ohne Henkel. „Eigentlich unpraktisch, weil die Kundin sie immer festhalten muss.“ Gerade das aber will sie demonstrieren: Sie kann es sich leisten, keine Hand frei zu haben. ◀

THE NATURE OF TIME

GS
Grand Seiko

grand-seiko.com

Seiko Since 1881

GIB STOFF

Welche Geschenke zu Weihnachten? Wir haben schon mal ein paar Wunschzettel zusammengestellt.

Produktion Lynn Schmidt, Fotos Valentin Jeck



Von oben im Uhrzeigersinn: Wellness Rack von Technogym, Sneaker von Valentino, Clutch von Celine by Hedi Slimane, Glenmorangie Highland Single Malt Scotch Whisky, Parfum

EST 1981 von Michael Kors, Duft Starlight Shimmer, Armband von Gucci, Augencreme Genaissance de la Mer von La Mer, Rasierpinsel und Rasierer von Mühle Edition

Meissen, Tasche Cloud von Jimmy Choo, Wellness Weights von Technogym, Kerze von Fornasetti über Apropos The Concept Store, Tasche 1955 Horsebit Bag von Gucci



Von links oben gegen den Uhrzeigersinn: Helm von DMD, Jacke und Hemd von Belstaff, Sonnenbrille von Saint Laurent, Nahrungsergänzungsmittel Hum Nutrition Wing Man,

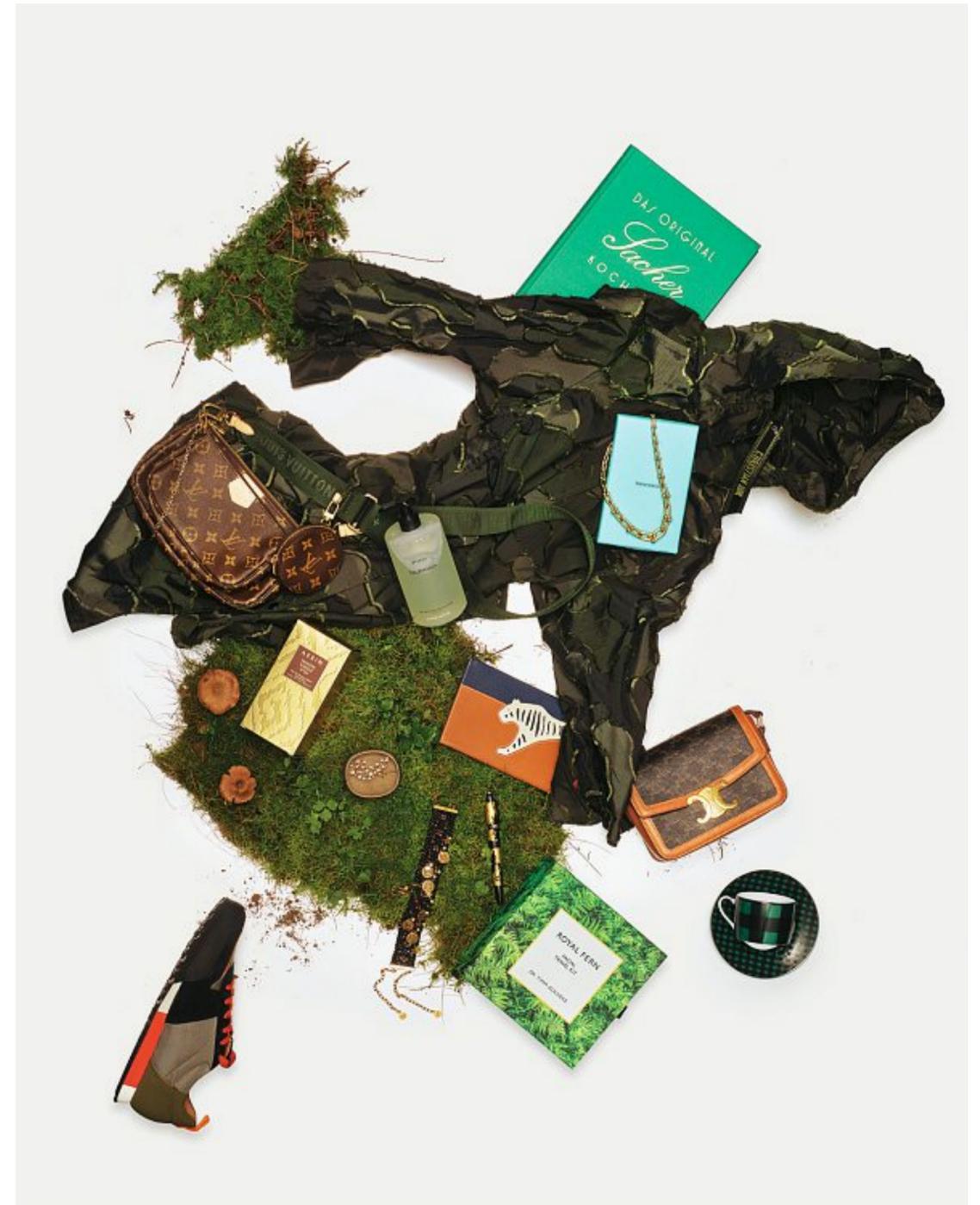
Handyhülle aus Leder von Hermès, Uhr Oyster Perpetual Yacht-Master 42 von Rolex, Rucksack von Louis Vuitton, Helm 70's Helmets 25 Years, erhältlich bei SIP Scootershop



Linke Seite von oben nach unten: Skihelm von Fendi, Sonnenbrille von Alaïa, Paillettentasche von Fendi. Rechts von oben nach unten:

Skijacke und Bluse von Fendi, Mütze Christmas Capsule von Etro, Uhr J12 Kaliber 12.1 von Chanel, Lacttasche von Fendi mit Doppel-F-Logo

GIB STOFF



Von oben im Uhrzeigersinn: das Original Sacher Kochbuch, Mantel von Dior, Kette von Tiffany & Co., Clutch von Hermès, Tasche von Celine by Hedi Slimane, Tasse und

Teller von Dior, Facial Travel Kit von Royal Fern, Stift von Montblanc, Sneakers von Closed, Choker aus geflochtenem Leder mit Löwenanhänger von Dior, Ohrring

von Ole Lynggaard Copenhagen, Parfum Tangier Vanille d'Or von Aerin, Handseife Tulipmania von Byredo, Multipochette von Louis Vuitton



Zusammen statt allein: James Corden gibt den Dandy-Kater Bustopher Jones – und wird begleitet von Francesca Hayward als Victoria, Robbie Fairchild als Munkustrap und anderen.

CATS AS CATS CAN

Das Musical von
Andrew Lloyd Webber
kommt zu Weihnachten ins
Kino. Ein Besuch am Set.

Von Patrick Heidmann



Die Hauptfigur: Francesca Hayward spielt Victoria.



Die Produktionsdesignerin: Eve Stewart entwarf Kulissen.

wurde und – nach „Dreamgirls“ – nun wieder in einem Musical-Klassiker auftritt. Es ist das Standard-Outfit für all jene Katzen, die später im fertigen Film über ihrem Fell noch in ein Kostüm gekleidet sind. Ansonsten wimmelt der riesige Ballsaal vor gelenkigen jungen Menschen in hautengen Einteilern. Die Farpalette reicht von schwarz, weiß und grau bis braun oder rötlich, wie bei Hauskatzen eben üblich.

Bis zu 52 Leute gleichzeitig tummeln sich während der Dreharbeiten, die im Dezember 2018 begannen und bis ins Frühjahr dauerten, vor Hoopers Kamera. Einer von ihnen ist Robbie Fairchild, der in einer Drehpause berichtet, dass ihn die ungewöhnliche Arbeitskleidung nicht befremde: „Ich komme ja vom Ballett, da bin ich zu enge Hosen gewöhnt.“ Als ehemaliges Mitglied des New York City Ballet ist er einer von vielen Profitänzern im Ensemble. Andere sind eher auf Hip-Hop, Street- oder Jazz-Dance spezialisiert. Darüber hinaus sind auch viele Stars am Start, darunter Rebel Wilson, Idris Elba, Jason Derulo, Ian McKellen und James Corden. Taylor Swift hat sogar mit Andrew Lloyd Webber für den Film den neuen Song „Beautiful Ghosts“ geschrieben.

Die eigentliche Hauptrolle spielt Francesca Hayward, im Hauptberuf Primaballerina des Royal Ballet in London. „Als mich meine Agentin zum Casting für den Film schickte, ging ich davon aus, dass es dabei um eine kleine Tanznummer geht“, sagt die in Kenia geborene Britin, die nur zufällig den gleichen Nachnamen trägt wie die Produzentin des Films. „Nie im Leben hätte ich gedacht, dass ich die Protagonistin sein würde.“ Tatsächlich ist die von Hayward gespielte Victoria in der Bühnenfassung von „Cats“ nur eine Nebenfigur. Doch zu den überschaubaren Veränderungen, die Hooper und der Ko-Autor Lee Hall („Rocketman“) gegenüber der Vorlage vorgenommen haben, gehört eine neue Perspektive – und so ist es nun dieses weiße Kätzchen, dem das Publikum durch die Welt der Jelliele-Katzen folgt.

„Als Judi Dench und Ian McKellen am ersten Probenstag den Raum betreten, wurde es ganz still, so ehrfürchtig waren wir alle“, erinnert sich die Schauspieldebutantin Francesca Hayward an die Vorbereitungsphase vor Drehbeginn, die geschlagene drei Monate dauerte. Denn ein Film, der fast nur aus Tanz- und Gesangsnummern besteht (die Lieder wurden alle live am Set aufgenommen und nur von einem Klavier begleitet), kommt natürlich nicht ohne Training aus. Und dann war da ja auch noch die „Katzenschule“: Eine auf Tierverhalten spezialisierte Bewegungstrainerin brachte dem gesamten Ensemble bei, sich wie Katzen zu benehmen, vom Ohrensitzen bis zum angriffslustigen Buckel. Mit Erfolg. Davon zeugt nicht zuletzt die Anwesenheit von drei Physiotherapeuten am Set, die jeden Tag all die Nacken massieren, die vom Buckeln verspannt sind.

Auch für die prominentesten Ensemble-Mitglieder war die Katzenschule Pflicht, wie Francesca Hayward erzählt:



Rötlich statt neongrün: Popstar Taylor Swift spielt Bombalurina – und hat für den Film den Song „Beautiful Ghosts“ geschrieben.

„Als Ian McKellen das erste Mal dazu stieß, lernten wir gerade Begrüßungen und mussten alle unsere Nasen aneinander reiben. Wir alle waren fürchterlich schüchtern ihm gegenüber. Aber die Trainerin ließ keinen Zweifel daran, dass wir ihn mitmachen lassen mussten.“

Auch für die Produktionsdesignerin Eve Stewart, die Besucher in Leavesden durch die vier von „Cats“ belegten Studiohallen begleitet, ist dieser Film eine Herausforderung. In der größten Halle hat sie mit ihrem Team einen ganzen Straßenzug errichtet, mit elastisch federndem Bodenbelag. Was nach Bürgersteig und Kopfsteinpflaster aussieht, ist in Wirklichkeit eine Art bemalter Schaumstoff. „Das ist für die Tänzer“, erklärt Stewart mit einem Lachen, das beinahe den Baulärm aus der Nachbarhalle übertönt, wo noch an den Kulissen für die Müllkippen-Szenen gearbeitet wird. „Wir konnten nicht riskieren, dass sich alle unsere Tänzerinnen und Tänzer bei den wochenlangen Dreharbeiten die Knie ruinieren, deswegen war ein weicher Untergrund unbedingt nötig.“

Das Setting des Bühnenmusicals war nie klar urmissen – der Film spielt nun im Londoner Stadtteil Soho im Jahr 1938. Die Entscheidung verdankt sich vor allem Hoopers unbedingtem Willen zu Wahrhaftigkeit, selbst in einem phantastischen Kontext, wie seine langjährige Wegbegleiterin Eve Stewart erzählt: „Weil die Basis für das Musical ja ein Gedichtband von T.S. Eliot ist, wollten wir unsere Geschichte dort ansiedeln, wo diese Gedichte erschienen waren. Und weil fast alles nachts spielt, wir aber natürlich viel Licht brauchten, entschieden wir uns für das einzige Gebiet in London, in dem es damals schon viel Nachleben gab, also für Soho und Piccadilly.“ Die Fassaden, die sie für den Film entwarf, sind von alten Gebäuden inspiriert, die ihr bei Spaziergängen durch das Viertel ins Auge fielen. Oder von solchen, die es dort früher einmal gab, wie die Egyptian Hall, die einst als Museum diente und nun in „Cats“ eine Art Katzen-Tempel ist.

Tom Hooper wollte die Katzenperspektive möglichst realistisch einfangen. Daher galt für alle Kulissen und Requisiten der Maßstab 2,5:1. „Noch realistischer wäre 3:1 gewesen, doch dann hätten wir mit der Kamera zu



Die Produzentin: Debra Hayward kann Musicals.



Der Star: Judi Dench kehrt für den Film zu „Cats“ zurück.

wenige Details einfangen können“, sagt Stewart, die einst am Theater bei dem Bühnenbildner John Napier lernte, der die Kulissen für die „Cats“-Erstaufführung verantwortete. „Dass vom Barhocker in der Milchshake-Bar bis zum Katzenfutter im Schaufenster alles so überlebensgroß sein musste, hieß für mich natürlich, dass wir nichts kaufen oder leihen konnten. Jeden einzelnen Bestandteil unseres Sets mussten wir selbst bauen.“ Und nicht nur das. Weil die Choreografien erst erarbeitet wurden, während die Kulissen schon gebaut wurden, musste Stewart damit rechnen, dass die tanzenden Katzen überall drauf- und runterspringen. „Jedes Regal, jede Regenrinne muss so stabil konstruiert sein, dass sie ein paar Tänzer aushalten.“

Als eines der größten Gebilde ihrer Karriere erwies sich der ebenfalls zweieinhalbmal so große Nachbau des riesigen Löwen vom Trafalgar Square. Statt wie im Original aus Bronze nun aus Holz, spielt die mehrere Meter hohe Skulptur eine Schlüsselrolle in der letzten Szene – und muss daher das Gewicht des halben Ensembles tragen. „Beim Finale klettern die Katzen alle auf diesen Löwen, wofür wir die Darsteller mit Drahtseilen sichern“, sagt Stewart. „Nur für Judi Dench war uns das zu heikel, sie ist ja nicht mehr die Jüngste. Also haben wir irgendwann den Kopf des Löwen abgesägt – und drehen damit für Judi die letzte Szene mit weniger Fallhöhe nach.“

Apropos Judi Dench: Bis sie etwas Zeit hat für ein Gespräch, dauert es eine Weile. Die Mittagspause nutzt sie für ein Schläfchen, und wenn die Kamera mal nicht läuft, ist sie umringt von jungen Kollegen, von denen eine auch noch – von wegen „Cats“ – ihren Dackelwelpen dabei hat. Doch ein paar Minuten finden sich schließlich doch. Die Britin, die am 9. Dezember 85 Jahre alt wurde, lässt keinen Zweifel daran, welche Freude es für sie ist, dabei zu sein. „Für mich schließt sich damit ein Kreis“, sagt Dench, die als Old Deuteronomy die in der Vorlage eigentlich männlich angelegte Katzen-Älteste spielt.

„Ursprünglich sollte ich ja 1981 gleich zwei Rollen in der Uraufführung des Musicals spielen, sowohl Grizabella als auch die Gumbiekatze. Doch dann riss ich mir bei den Proben die Achillessehne und musste Gips tragen. Zumindest Grizabella könnte ich trotzdem noch verkörpern, meinten Andrew Lloyd Webber und der Regisseur Trevor Nunn. Aber als ich kurz vor der Premiere dann auch noch von der Bühne fiel, habe ich es sein lassen.“

Aber fühlt es sich nicht ein wenig lächerlich an, nun in Neongrün vor der Kamera zu stehen? Judi Dench winkt ab, auch weil sie kurz zuvor für Kenneth Branaghs „Artemis Fowl“ schon eine ähnliche Erfahrung gemacht hat: „Man muss sich nur ein wenig daran gewöhnen. Nicht wegen der Farbe, sondern weil man anders als bei allen anderen Kostümen eben noch nicht aussieht wie die Figur, die man spielt. Da ist etwas mehr Vorstellungsvermögen gefragt.“ Sie selbst ist übrigens Katzen-Fan. „Da wird es geradezu magisch sein, mich am Ende als Katze auf der Leinwand zu sehen.“

LEAVESDEN

In Leavesden, nordwestlich von London, wo die Dreharbeiten zu „Cats“ stattfanden, steht einer der modernsten und größten Filmstudio-Komplexe der Welt. Und das verdankt sich einem Zufall. Als 1994 recht kurzfristig die Dreharbeiten zu einem neuen James-Bond-Film beginnen sollten, waren die 20 Kilometer entfernten Pinewood Studios – der traditionelle 007-Drehort – gerade belegt. Daher griffen die Produzenten auf ein 1940 geschaffenes riesiges Flugplatz- und Fabrikgelände zurück, auf dem unter anderem Rolls-Royce-Motoren hergestellt worden waren.

Innerhalb kürzester Zeit verwandelten sie das Gelände und die alten Hallen in ein Filmstudio, das nach dem Bond-Film „Goldeneye“ auch Produktionen wie „Star Wars: Episode I – Die dunkle Bedrohung“ anlockte. Seit 2000 wurden die Leavesden Film Studios zum Zuhause von Harry Potter. Alle acht Filme der Reihe entstanden auf den Freiflächen und in den Hallen der Anlage. Weite Teile der Kulissen blieben für den zehnjährigen Produktionszeitraum stehen, um nicht für jede Fortsetzung neu aufgebaut werden zu müssen. Zwischendurch gestattete die Produktionsfirma Warner Bros. auch anderen Filmen aus dem eigenen Haus die Nutzung (etwa „Sherlock Holmes“), zudem wurden die Schalldämmung verbessert und Mängel an den teils noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammenden Gebäuden behoben.

Nach dem Abschluss des „Harry-Potter“-Franchises kaufte Warner Bros. die Studios und investierte mehr als 100 Millionen Pfund in Ausbau und Renovierung. Heute heißt der Komplex, der rund 50.000 Quadratmeter Hallen und Gebäude sowie ein Außengelände von 32 Hektar umfasst, deswegen offiziell Warner Bros. Studios Leavesden. Weite Teile der „Harry-Potter“-Kulissen sind in einem eigenen Bereich für Touristen zu besichtigen, sie ziehen täglich bis zu 6000 Besucher an. Parallel finden weiter Dreharbeiten zu zahlreichen Film- und Fernsehproduktionen statt, häufig mehrere gleichzeitig – und nicht nur für Werke aus dem Hause Warner.

Geknickt und gefaltet: Gilli Kuchik (links) und Ran Amitai mit ihrem Magnesiumstuhl Vela und zwei Hockern aus der Serie NOM

PAARCOURS

Vor zehn Jahren gründeten Gilli Kuchik und Ran Amitai ihr Studio in Tel Aviv. Mit einem Stuhl aus einem besonderen Material haben sie 2019 ihren Durchbruch geschafft.

Von Peter-Philipp Schmitt, Foto Jonas Opperskalski

Mit der Mail von Eugenio Perazza hatten Gilli Kuchik und Ran Amitai nicht gerechnet. Perazza, Gründer der italienischen Möbelmarke Magis, wandte sich 2017 mit genauen Vorstellungen an das Designer-Duo in Tel Aviv: Die beiden sollten ihm einen Stuhl entwerfen aus einem Material, das zuvor noch nie für einen Stuhl verwendet worden ist – Magnesium. „Das war wie ein Traum, der wahr wird“, sagt Ran Amitai. „Uns faszinieren Stühle schon immer, wir arbeiten total gerne mit Metall, und erst recht, wenn es ein ganz neuer Werkstoff ist. Außerdem finden wir Magis toll.“ Natürlich sagten sie sofort zu und begannen, mit Perazzas Steckbrief im Hinterkopf einen Stuhl zu konzipieren, der, wie verlangt, in Form, Struktur und Funktion dem Magnesium gerecht wird.

Zunächst galt es herauszufinden, welche besonderen Eigenschaften Magnesium hat. Der ungewöhnliche Werkstoff ist vor allem eines – leicht. Er ist sogar noch viel leichter als Aluminium, um gut ein Drittel. Genau das wollten die beiden herausarbeiten. Wie aber zeigt man anhand eines Stuhls, wie leicht das Material ist, aus dem er besteht? Dass man ihn ganz einfach hochheben kann, mit nur einem Finger? Das war schließlich die Lösung: Denn schwere Stühle sind nahezu unbeweglich, stehen mehr oder weniger fest am Boden. Sie lassen sich nicht leicht hochheben, und schon gar nicht lassen sie sich beliebig in die Höhe stapeln. „Wir machten die Stapelbarkeit zu unserem Leitgedanken“, sagt Ran Amitai. Ihr Stuhl Vela, kaum zweieinhalb Kilogramm schwer und trotzdem sehr stabil, lässt sich perfekt stapeln – fast senkrecht, wie Gilli Kuchik hinzufügt.

Kuchik und Amitai experimentieren gerne mit neuen Materialien. In ihrem Studio in Tel Aviv, das sich unweit des Bahnhofs HaShalom im Stadtteil Nachalat Jitzchak befindet, stehen noch einige ihrer ersten Werke, die sie am Anfang ihrer gemein-

samen Arbeit entwickelt haben. „Nature of Material“, kurz NOM, nannte sich das Projekt, das sie an ihrer Hochschule, der Bezalel-Akademie für Kunst und Design in Jerusalem, begonnen hatten.

Schon damals beschäftigten sie sich mit leichtgewichtigen, stapelbaren Hockern und Stühlen, aus Aluminium. Inspiration für die in Form gebogenen Entwürfe war Origami, die Kunst des Papierfaltens. Jedes Objekt wird aus einem Aluminiumblech in Form gefaltet, dank der Krümmungen und Knicke bekommt das dünne Material genügend Stabilität, so dass man auf den Möbeln auch sitzen kann.

2010 stellten Kuchik und Amitai ihre Serie NOM auf der Designwoche in Mailand vor, 2012 nahm das italienische Unternehmen Cappellini die Entwürfe in Produktion. Noch einmal zwei Jahre später wurde NOM mit dem Designpreis Red Dot, „Best of the Best“ ausgezeichnet. Die Kollektion mitsamt 30 Prototypen, an denen sich der Weg zum fertigen Produkt nachvollziehen lässt, ist seit 2015 Teil der Sammlung des ersten Designmuseums Israels. Es wurde von dem in Tel Aviv geborenen Briten Ron Arad errichtet und im März 2010 in der Stadt Holon eröffnet.

Für das Museum hat das Studio Kuchik & Amitai immer wieder gearbeitet: Für die Ausstellung „Overview“ haben die beiden 2016 das Projekt Elastic Hinge entwickelt – eine biegsame Brille, die aus dem 3D-Drucker kommt und von bunten Kordeln im Gestell zusammengehalten wird. Auch ihr Tisch Hafucha ist im Designmuseum Holon zu finden: Der Entwurf entstand 2015. „Wenn wir morgens zur Arbeit fahren, blieben wir jeden Morgen an derselben Stelle in einem Stau stecken“, erzählt Gilli Kuchik. „Genau dort stehen drei Skulpturen des amerikanischen Künstlers Alexander Calder, die uns zu dem Tisch inspirierten.“

Die stählernen Skulpturen Calders, der zu den Hauptvertretern der kinetischen Plastiken zählt, wirken wie gefaltet – und nehmen darauf auch Bezug, wie etwa sein Werk

„Crinkly avec disque rouge“. Und seine Skulpturen haben, damit sie überhaupt stehen können, herausragende Elemente. Diese Auskragungen machen Kuchik und Amitai bei ihrem Tisch sichtbar: Sie zeigen sie auf der Platte und verbergen sie nicht darunter.

Ran Amitai, Jahrgang 1980, und seine Frau Gilli Kuchik, Jahrgang 1983, wurden in Jerusalem geboren. Dort wuchsen sie auch auf. „Wir lieben und hassen die Stadt“, sagt Gilli Kuchik. „Die Konflikte, mit denen der Staat Israel seit seiner Gründung zu kämpfen hat, sind in Jerusalem viel präsenter als im weltoffenen Tel Aviv.“ Das Leben in Jerusalem sei schwierig. „Und es ist anstrengend.“ Für die beiden stand darum fest, dass sie nicht in Jerusalem bleiben würden. Kennengelernt haben sie sich während ihres Industriedesign-Studiums an der Bezalel-Akademie. Zuvor waren sie beim Militärdienst – in Israel gelten für Männer drei Jahre, für Frauen 21 Monate Wehrpflicht. Danach studierte er zunächst Fotografie, sie Malerei, unter anderem in New York.

Vor zehn Jahren, nach ihrem Studienabschluss, zogen sie nach Tel Aviv und gründeten das Bakery Studio. Mit dem Namen wollten sie ausdrücken, dass sie „multidisziplinär“ aufgestellt sind. Gefallen aber hat er ihnen nicht. „Wir waren jung und haben nicht ernsthaft nachgedacht“, sagt Ran Amitai. Ihnen sei klar geworden, dass sie keine Marke sein wollen. „Wir haben Namen, und mit ihnen soll man unsere Arbeiten auch verbinden.“ Und so wurde 2018 aus Bakery Studio das Studio Gilli Kuchik & Ran Amitai.

Wer die beiden in ihrem Studio besucht, begegnet als Erstes der betagten Beagle-Hündin Usha. „Sie ist an jedem unserer Projekte beteiligt“, sagt Gilli Kuchik und lacht. „Vor allem hat sie ein Gespür dafür, wenn Fotos gemacht werden. Da ist sie immer mit dabei.“ Seltener sind die beiden kleinen Töchter von Gilli Kuchik und Ran Amitai im Studio anzutreffen: Maya

ist fast acht, Romi ist gerade drei Jahre alt geworden. Die Familie lebt etwas nördlich von Tel Aviv, kaum zehn Autominuten vom Studio entfernt, zumindest wenn wenig Verkehr ist.

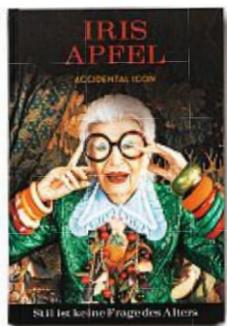
Ran Amitai bringt die Kinder morgens in den Kindergarten und die Schule, er kommt später zur Arbeit und bleibt abends länger. Sie dagegen kommt früher und geht zeitig, um die Mädchen wieder abzuholen. „Die Kinder haben einiges verändert“, sagt der Vater. „Früher kannten wir keine festen Arbeitszeiten.“ Doch auch heute redeten sie natürlich noch immer und überall über ihre laufenden Projekte.

Dazu zählt auch ihr Magnesiumstuhl Vela, der im April bei der Mailänder Möbelmesse vorgestellt wurde. Fast das ganze Jahr wurde aber noch an Details gefeilt. Er soll nun im kommenden Frühjahr in Produktion gehen. Zugleich arbeiten die beiden an einer ganzen Serie für den italienischen Hersteller Magis.

Mit einem Objekt beschäftigen sich die beiden ganz besonders oft: mit einer Vase. Da ist zum Beispiel ihre Crumpled Vase, die als Keramikprodukt nahezu perfekt aus der Form kommt und dann mit einer Essiglösung besprüht wird, so dass sie leicht in sich zusammenfällt. Oder ihre Wool Vase: Sie besteht tatsächlich aus Wolle. Der in Harz getauchte Faden wird um eine Vase gewickelt, die dann, wenn die Wolle hart ist, zerschlagen wird. Übrig bleibt nur das bunte Gespinnst.

Aus Keramik sind auch ihre Schabatt-Teller, ihr einziger Entwurf, der auf ihre Herkunft verweist. Der ringförmige Fuß auf der Unterseite des Tellers wird aus Buchstaben gebildet. Es sind die entscheidenden Sätze aus der Genesis: „Und also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte, und ruhte am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte. Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, darum dass er an demselben geruht hatte von allen seinen Werken, die Gott schuf und machte.“

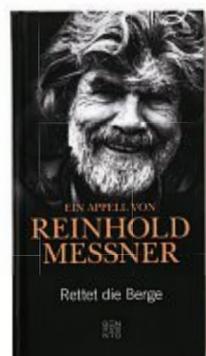




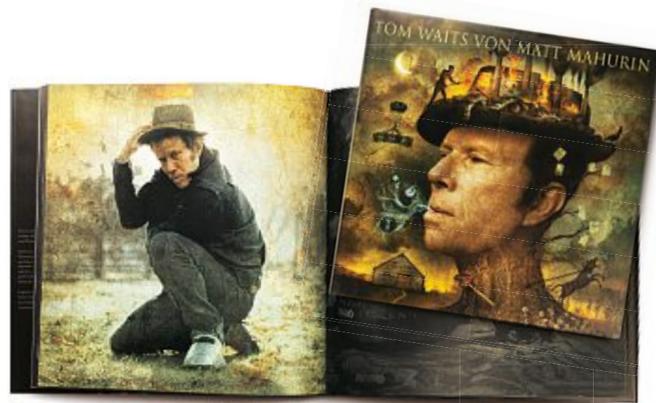
ALTERSVORSORGE
„Alt werden ist nichts für Weichlinge“: Kaum jemand kann den Satz glaubwürdiger sagen als die 98 Jahre alte Iris Apfel. Das knappe und weise Werk der Stil-Ikone aus New York (*Iris Apfel: Accidental Icon. Stil ist keine Frage des Alters. Midas Collection, 25 Euro*) will aber das Alter nicht aufhalten. Das Credo: Man muss die Jahre sinnvoll füllen – zum Beispiel mit viel Farbe, die sie liebt, und ohne Handy, denn Technikbesessenheit, so schreibt sie, „bringt Zombies hervor“. (kai.)



TRINKKUR
Dieses schön gestaltete Buch (*Nicole Klaus: Die neue Trinkkultur. Westend, 26 Euro*) ist ein kundiger, zuweilen etwas ausufernd daherplaudernder Begleiter durch die Welt der nicht-alkoholischen Getränke. Was trinke ich wie, wann und warum zu welchem Gericht? Von Wasser und Milch bis Shrubbs und Kombucha reicht das Angebot. Rezepte, Pairing-Tipps und Restaurant-Skizzen runden es ab. (nle.)



BERGRETUNG
Der Titel (*Rettet die Berge. Ein Appell von Reinhold Messner. Benevento, 10 Euro*) könnte ebenso lauten: Rettet die Menschen. Denn die Berge, schreibt Messner, sind die „Rückzugsräume der Zukunft“ – dank Stille und Weite statt Stress und Lärm. Damit sie das bleiben, müssen sie vom Menschen bewahrt werden. Ein Plädoyer in markigen Worten. (nle.)



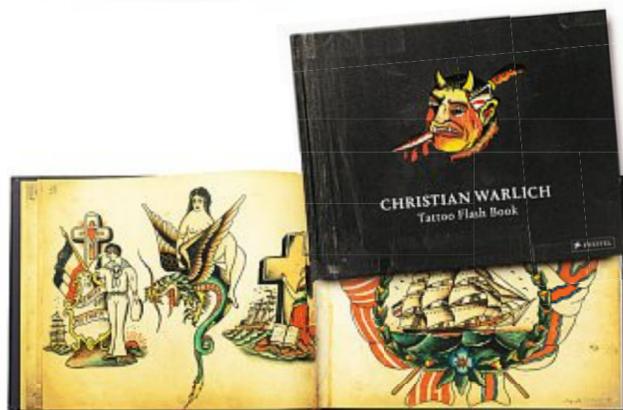
HUTABLAGE
Drei Jahrzehnte hat der Fotograf Matt Mahurin den Musiker Tom Waits mit der Kamera begleitet. Zu Beginn wusste er nicht mal, wer oder was dieser Waits eigentlich war – später wurde er Fan. Ob man sich die ins Deutsche übersetzten Texte von Waits geben muss, ist fraglich, die Bilder aber erzählen die Geschichte einer künstlerischen Freundschaft auf Augenhöhe (*Tom Waits von Matt Mahurin. Schirmer/Mosel, 46 Euro*). Bei den Sessions waren Mahurin und Waits immer zu zweit. „Wir brauchten nur uns“, schreibt Mahurin. (jdhz.)

STEINZEIT
Wer trug noch mal die Fruchtschalen-Brosche von 1925? Und wer 2011 das Halo-Diamanten-Diadem? Dank diesen beiden unglaublich informativen und unglaublich dicken Bänden (*François Chaille: The Cartier Collection: Jewelry. Editions Flammarion, 404,50 Euro*) wissen wir es: Die Fruchtschale trug Anne Harriman Vanderbilt, das Diadem die Herzogin von Cambridge bei ihrer Hochzeit. Am Delphin-Armreif von 1969 (rechts im Bild) erkennt man auch, wie sich die Schmuckmarke über die Jahrzehnte freigeschwommen hat. (kai.)

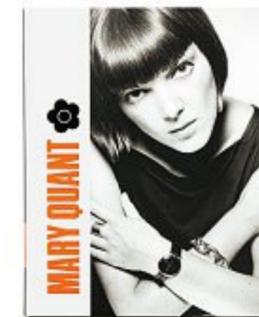


SAMMELAKTION
Die heutige Jugend macht ständig Fotos für Instagram. Schrecklich, oder? Dass auch vor 50 Jahren schon jede noch so bedeutungslose Szene fotografiert wurde, zeigt dieser Band (*Lee Shulman: Midcentury Memories. Taschen, 40 Euro*). Shulman hat auf Flohmärkten und im Internet mehr als 700.000 Farbdias gesammelt, rund 200 Fotos sind im Buch zu sehen. Sie sind vor allem in den Zeiten der Baby-Boomer entstanden. Wenn sich mal wieder jemand aus dieser Generation über den Selfie-Wahn beschwert, kann man ihm dieses Buch in die Hand drücken. Am besten mit dem Spruch: „Ok, Boomer!“ (sede.)

STICHPROBE
Tätowierungen sind längst ein eigenständiges kulturelles Phänomen geworden. Das beweisen auch die Vorlagen von Christian Warlich, dem selbsternannten „König der Tätowierer“ (*Christian Warlich: Tattoo Flash Book. Prestel, 38 Euro*). Seine Bräute aus Japan und Texas, die von Rosen umrankten Anker und die sinkenden Viermaster, die er von 1921 an als einer der ersten Berufstätiger Deutschlands rund 50.000 Kunden in einer Kneipe in Hamburg stach, beeinflussen die globale Szene bis heute. (jant.)



INNENANSICHT
Eine Reise in das Wohnzimmer von Ralph Lauren, in das Esszimmer von Frida Kahlo oder das Bad von Karl Lagerfeld: Mehr als 400 Wohnräume aus aller Welt geben Einblicke in das Leben von Architekten und Dekorateur, Mäzenen und Stil-Ikonen. Die Zimmer sind mal rustikal, mal verspielt, mal minimalistisch, und sie halten viele Anregungen für das eigene Zuhause bereit. Dank seinem samtigen Einband wird das Buch (*Interior. Die stilvollsten Wohnräume aus 100 Jahren. Prestel, 69 Euro*) selbst zum Blickfang in jeder Lesecke. (jant.)



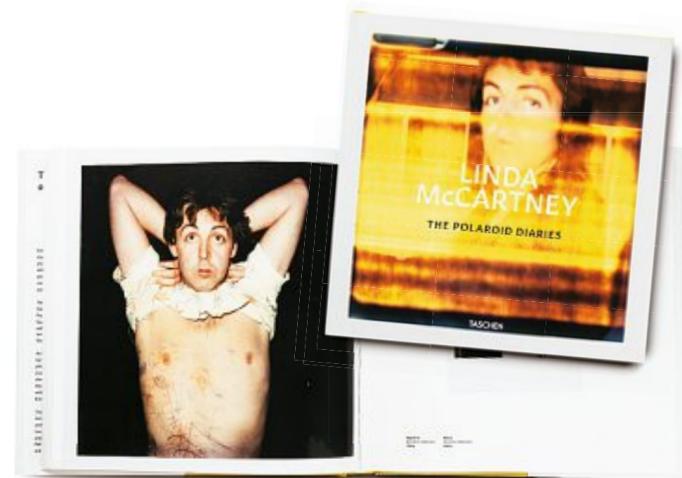
MAXIGRÖSSE
Mary Quant hat nicht nur den Minirock erfunden, auch den Regenmantel hat sie zum Trendobjekt gemacht. Ihre Geschichte (*Jenny Lister (Hg.): Mary Quant. V & A, 32 Euro*) ist nicht nur für Modebegeisterte interessant. Immerhin revolutionierte sie die Art, wie Frauen sich kleiden – und ganz nebenbei setzte sie auch unternehmerisch Maßstäbe. (jdhz.)

BLÄTTERN BITTE

Beatles, Bauhaus, Babyboomer: Das Jahr hat viele Bücher hervorgebracht, die neue Seiten von alten Zeiten zeigen. Ein paar Empfehlungen, rechtzeitig zum Fest.

Fotos Wolfgang Eilmes

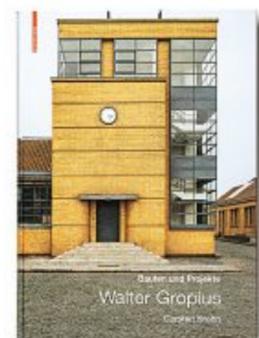
SOFORTBILD
Schon der wohlbekannte Schlafzimmerblick auf dem Cover lässt vermuten, für wen die Polaroidbilder von Linda McCartney (*Linda McCartney: The Polaroid Diaries. Taschen, 40 Euro*) besonders reizvoll sind: Paul-Fans. Paul McCartney räkel sich in Hawaiihemden und Ledersandalen auf Hotelbetten, Paul McCartney guckt mit Hundeaugen, Paul McCartney hat einen Drink in der Hand. Die Polaroids schaffen Intimität bis in die Seventies, sind ein Zeitdokument und damit ein weihnachtlicher Hochgenuss nicht nur für Beatles-Fans. (jdhz.)



UNTERGANG
Menschen tauchen hier nur als Bilder an der Wand auf: Johanna Diehl hat das Innere einstiger Synagogen in der Ukraine fotografiert (*Johanna Diehl: Ukraine Series. Sieveking, 21,95 Euro*), die in zwei Diktaturen zweckentfremdet wurden als Bühnen, Werkstätten, Sporthallen. Ein Zeugnis der Unterdrückung und der Entfremdung. (nle.)



SCHWERGEWICHT
Dieses Buch gehört nicht zur Kategorie Coffee Table, was selten vorkommt beim Thema Möbeldesign. Schon das Gewicht – knapp fünf Kilogramm – bräuchte manchen Beistelltisch an seine Grenzen. Inhaltlich ist das Werk (*Atlas des Möbeldesigns, Vitra Design Museum, 160 Euro*) ebenfalls ein Schwergewicht, das 1740 Möbelentwürfe umfassend dokumentiert und durch 200 Jahre Designgeschichte führt – vom ersten Bugholzfauteuil bis zum 3D-gedruckten Stuhl. Das alles ist liebevoll aufbereitet mit Fotos, Infografiken, Glossaren und Designerbiografien. (jajo.)



WERKZEUG
Wie, Sie wollen nach diesem langen Bauhaus-Jahr nichts mehr von Walter Gropius wissen? Müssen Sie auch nicht, denn in diesem Band (*Carsten Krohn: Walter Gropius: Bauten und Projekte. Birkhäuser, 59,95 Euro*) geht es weniger um den Mann, mehr ums Werk – mit Bauplänen und Fotos von Weißenhofsiedlung, Gropiusstadt, Hansaviertel und Fagus-Werk. So reist man dann doch über ihn. (kai.)

WEIHNACHTEN IM TREPPENHAUS

Eine Kindergeschichte

Von Petra Postert, Illustration Thomke Meyer



Den oder keinen.“ Papa hält den Baum am ausgestreckten Arm und macht einen Schritt auf Ella zu. Ella sagt kein Wort. Sie starrt nur auf den Baum. Ihr Mund ist ein Strich. „Den oder keinen“, sagt Papa noch mal. Ella lässt ihren Blick am Baum empor wandern. Ein paar dicke Schneeflocken landen auf ihrem Gesicht. Der Baum ist riesig. Und er hat viel zu kurze, viel zu wenige dünne Äste, auf denen der Schnee nicht mal richtig liegen bleibt. Ella geht langsam um den Baum herum. An jeder Stelle kann Ella durch ihn hindurchgucken. Dieser Baum hat alles andere als ein Nadelkleid, er ist halb nackt! Fast schon tut er Ella leid. „Den oder keinen“, sagt Papa schon wieder und jetzt sehr eindringlich. „Das ist mit großer Wahrscheinlichkeit der letzte Weihnachtsbaum, den man in dieser großen Stadt überhaupt noch bekommen kann!“ Ella schweigt. „Ella?“ Ella guckt bockig. Papa deutet hinter sich, und Ella folgt seinem Arm mit ihrem Blick. Der große eingezäunte Platz, wo Papa jedes Jahr Weihnachtsbäume verkauft, ist leer. Fichten, Tannen, Kiefern: alle weg! Dabei ist bis Weihnachten fast noch eine Woche hin. Sonst um diese Zeit konnte Ella sich immer einen Baum aussuchen. Sie zuckt die Achseln. „Mir doch egal. Ich warte auf Nachschub.“ Papa lacht auf. „Nachschub? Den gibst nicht dieses Jahr. Die Lastwagen mit den Bäumen schaffen es nicht durch die Schneemassen.“ Tatsächlich gibt es unglaublich viel Schnee, und es soll noch weiter schneien. „Guck mal!“ Papa öffnet seine Geldtasche am Gürtel, und Ellas Augen werden rund wie Baumkugeln. Die Tasche ist voller Scheine! „Als die Leute hörten, dass es knapp wird mit Bäumen, sind alle losgerannt und haben gekauft, was sie kriegen konnten.“

„Nur den wollte keiner“, brummt Ella. Sie sieht Papa an und kann in seinem Gesicht ganz viel lesen. Die Rechnungen für dieses Jahr sind bezahlt, steht da. Ich kaufe endlich einen Wäschetrockner, steht da. Möglicherweise drei Tage Urlaub irgendwo, steht auch da. „Wünsch dir noch was zu Weihnachten“, sagt Papa. Er strahlt. „Was Großes!“ Ellas Herz pocht schnell. Was Großes. Ihr Herz zieht sich zusammen, denn das, was Ella sich wünscht, kann man nicht kaufen. Papa macht den Reißverschluss an seiner Geldtasche wieder zu und stapft dann einfach los. Den Baum hält er unten am Stamm und zieht ihn hinter sich her durch den Schnee. Hab ich gesagt, dass ich ihn haben will?, denkt Ella. Einen Moment noch bleibt sie stehen, aber als Papa um die nächste Hausecke verschwunden ist, rennt sie ihm doch nach.

Eine Weile gehen sie schweigend nebeneinander her. Eine Straßenbahn rumpelt vorbei. Ab und zu guckt Ella hinter sich. Der Baum macht eine breite Spur im Schnee. Ella schiebt ihre Hand in Papis. Die ist warm und rau. „Und?“, fragt Papa. „Hast du dir überlegt, was du dir wünschst?“ Ella seufzt. Sie will was sagen, aber sagt dann doch nichts, weil genau in diesem Moment ein Mann über die Straße gelaufen kommt. Man könnte meinen, er fliegt, denn alles an ihm flattert: der offene Mantel, das Sakko darunter und die Krawatte und der große Schein in seiner erhobenen Hand. Als der Mann atemlos vor ihnen steht, sieht Ella die große 100 auf dem Schein. 100 Euro! „Verkaufen Sie mir Ihren Baum“, keucht der Mann. Es klingt nicht nach Frage, eher nach Befehl. Papa zieht die Augenbrauen hoch. Der Mann sieht teuer aus, findet Ella. Und er riecht auch so. Jetzt holt er einen Geldbeutel aus seiner Aktentasche, und schon hält er einen zweiten Schein hoch. Noch mal 100 Euro. In Ellas Kopf rennen die Gedanken hin und her. 200 Euro plus die vielen Scheine in Papis

Tasche. Auf einen Schlag wären sie richtig reich! Papa zieht durch die Zähne die Luft ein und guckt zu Ella. Den oder keinen, sagt sein Blick. Dann stellt er den Baum mit einem Ruck auf, den viel zu hohen, viel zu dünnen, halb nackten Baum. Er ist wirklich nicht schön. Sieht dieser Mann das denn gar nicht? „Na?“, sagt er und wedelt ungeduldig mit den Scheinen. Ella überlegt noch einen kurzen Moment, dann schüttelt sie den Kopf. „Tut mir leid“, sagt Papa zu dem Mann. Er klingt erleichtert. Der Mann guckt mürrisch, steckt sein Geld wieder ein und ist verschwunden.

Als Ella und Papa endlich zu Hause ankommen, ist es dunkel. Sie klopfen den Schnee von ihren Jacken und Stiefeln, den Baum lehnen sie im Treppenhaus an die Wand neben den Briefkästen. Wir werden viel absägen müssen, damit er in unsere Wohnung passt, denkt Ella, während sie die paar Stufen zu ihrer Wohnung hochgeht. Gerade will sie die Tür schließen, da sieht sie das Mädchen. Es steht in einem Spalt an der Wohnungstür gegenüber und guckt Ella erwartungsvoll an. Das Mädchen hat unglaublich dicke, dunkle Haare, die ihm ins Gesicht hängen. Blitzschnell streckt Ella ihm die Zunge raus. Das Mädchen grinst. Wütend schlägt Ella ihre Tür zu. Was glaubt es eigentlich? Und überhaupt: Es hat in dieser Wohnung nichts zu suchen! Das ist Ricardas Wohnung! Kein Wort werde ich mit ihm reden, nimmt Ella sich vor. Kein Wort. Später, als sie im Bett liegt, denkt Ella wieder an Ricarda. Nur an Ricarda, nicht an das fremde Mädchen. Etwas drückt in ihrer Brust. Ricarda ist Ellas beste Freundin. War Ellas beste Freundin? Wieso kann Ricarda nicht mehr gegenüber wohnen? Wieso ist alles nicht mehr wie immer? Ella will aber, dass alles wieder so ist wie immer. Das genau ist es, was sie sich so sehr wünscht. Ihr größter Wunsch.

Auf einmal hört sie Stimmen und Getrappel. Das ist nicht ungewöhnlich in einem Haus, in dem man nicht alleine wohnt. Nur ziehen die Stimmen normalerweise vorüber und verschwinden irgendwann. Jetzt aber scheint es Ella, als hingen die Stimmen fest, direkt vor ihrer Tür. Ella setzt sich auf. Als es kurz darauf klingelt, ist sie mit einem Satz aus dem Bett. „Ist das Ihr Baum da unten?“, hört sie Herrn Kaminski, den Hausmeister, aufgebracht und viel zu laut in ihre Wohnung rufen. Dabei steht Papa direkt vor ihm. Ella lugt hinter seinem Rücken hervor. Da drängt sich ja die halbe Nachbarschaft! Die Leute möchten wissen, wo es noch Weihnachtsbäume zu kaufen gibt, denn keiner von ihnen hat noch einen ergattert. Das bedeutet, ihr Weihnachtsbaum ist der einzige im Haus!

„Und jetzt?“, fragt Ella Papa, als sie die Tür wieder geschlossen haben. „Jetzt gehst du mal ins Bett“, sagt er.

„Ich habe eine Idee“, sagt Ella am nächsten Morgen. „Soso.“ Papa kommt erst gar nicht hinter der Zeitung hervor. „Unser Baum soll für alle sein. Für alle im Haus!“ Da lässt Papa die Zeitung sinken. „Wie das? Hier in unserer Wohnung etwa? Ella, Ella. Zwei Zimmer, Küche, Bad!“ „Wir feiern Weihnachten im Treppenhaus! Da ist viel Platz!“ Ella springt auf und streckt ihre Arme zur Seite. Papa wiegt seinen Kopf hin und her, aber er sagt nicht „Nein“. Später sagt er: „Ich bin gespannt, wer kommt.“

Ella schreibt und malt. Elf Einladungen für elf Briefkästen. Bevor sie die Karten durch die Schlitzlöcher schiebt, liest sie jeden Namen einmal halblaut vor sich hin. Schmitt, Kaminski, Trappstadt und so weiter. Dann kommt ihr Briefkasten. Den lässt sie aus. Der daneben ist Ricardas. War Ricardas. Ella versucht den neuen Namen zu lesen. Er ist sehr lang, und die Buchstaben wollen zusammen nicht richtig klingen, sie ergeben mehr ein Geräusch als ein Wort. Wer so heißt, kommt von sehr weit

her, denkt Ella. „Kaldoweit“, liest sie am nächsten Kasten. Erst dort steckt sie wieder eine Karte hinein.

Auf einmal spürt sie Augen in ihrem Rücken. Sie dreht sich um und erschrickt. Tatsächlich, da sind Augen. Zwei neugierige Augen halb unter dichten, dunklen Haaren. Ella lässt die restlichen Karten hinter ihrem Rücken verschwinden und hält ihren Blick trotzig geradeaus. Kein Wort mit diesem Mädchen. Das hat wohl genau das Gleiche vor, denn es sieht sie einfach weiter stumm an. Warum sagt das Mädchen nichts? Noch nie hat Ella so dunkle Augen gesehen. Sie sind fast schwarz. Jetzt lächeln die Augen und dann zaghaft auch der Mund. Ella muss schlucken. Das Mädchen dürfte ungefähr so alt sein wie sie. Da dreht es sich um und rennt weg, zurück in seine Wohnung. Patsch, die Tür ist zu. Ella holt erst mal tief Luft. Dann betrachtet sie die Karten in ihrer Hand. Eine ganze Weile steht sie so da. Schließlich steckt sie eine Karte in den Briefkasten mit dem fremdartigen Namen.

Endlich ist Heiliger Abend. Schon frühmorgens steht Papa auf der Leiter und befestigt die Lichterkette am Baum. Und die Kugeln und Engel und Sterne, die ihm Nachbarn reichen. Herr Kaminski, der Hausmeister, steht herum und passt auf. Er ruft zu Papa hoch: „Das hier ist doch kein guter Ort für so ein Fest!“ Seine Stimme hallt durch sämtliche Stockwerke. Ella legt bunte Kissen auf die Treppenstufen, und jemand aus dem vierten Stock wickelt eine Lichterkette um das Treppengeländer. Nach und nach beginnt es auf allen Etagen zu glänzen und zu duften. Und dann ist es soweit: Sie feiern Weihnachten. Mit allen im Haus. Auch mit denen, die gar nicht vor hatten zu feiern. Und mit denen, die nur wenig wissen von Weihnachten. Mit „Stille Nacht“ und „O du fröhliche“. Wie schön das klingt im Treppenhaus! Und Herr Kaminski darf die Weihnachtsgeschichte vorlesen, weil er die lauteste Stimme von allen hat. Er sitzt ganz nah beim Baum, der wie gemacht ist für ein Treppenhaus, hoch und schmal. Und Ella sieht, dass der Hausmeister aufgeregt ist. Und alle anderen lehnen an Wänden oder hocken auf Stufen, eng an eng in dicken Mänteln. Und sind ganz still und hören zu. Ella guckt zum fremden Mädchen, das mit seinen Eltern gegenüber von ihr steht. Und das fremde Mädchen guckt zu Ella. Herr Kaminski liest: „Da kamen drei Weise aus dem Morgenland nach Jerusalem. Und der Stern, den sie im Morgenland gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er über dem Ort stand, wo das Kindlein war.“ Ella stellt sich die drei Könige vor, wie sie das Christkind finden, und sie muss lächeln. Da lächelt das Mädchen zurück. Diese Geschichte kommt auch von sehr weit her, denkt Ella.

Später am Abend hält das fremde Mädchen Ella einen Teller mit Keksen vors Gesicht. Ella schnuppert. Zimt. Lebkuchen. Oder nicht? Ella nimmt einen Keks und beißt hinein. Und schmeckt. Erst süß. Dann scharf! Ella muss husten. Erschrocken hält sich das Mädchen die Hand vor den Mund. Ella schluckt und lacht. Das Mädchen lacht jetzt auch. Papa kommt gelaufen. Er macht ein geheimnisvolles Gesicht, nimmt Ella am Arm und sagt was in ihr Ohr. Sie versteht es kaum, weil Geschirr um sie herum klappert und alle so laut reden. Wie, was? Bescherung? Geschenke? Die haben sie ja ganz vergessen! Papa will ihr eine Überraschung geben. In ihrer Wohnung. Jetzt. „Gleich“, sagt Ella und schaut nach dem Mädchen. Wo ist es auf einmal hin? Da entdeckt sie es an seiner Tür. Es hat sie weit geöffnet und winkt Ella zu sich.

„Was ist?“ sagt Papa. „Kommst du jetzt?“

„Jetzt doch nicht!“, sagt Ella und läuft schnell zu dem Mädchen hin.

Traumhafte Geschenkkideen zum Fest

Schön schenken leicht gemacht.
So werden Wünsche wahr.

ERLESEN UND TRADITIONELL

Ein edler Tropfen zum Fest sollte stets außergewöhnlich und gut sein. Wie einer der ältesten und herausragendsten Whiskys Schottlands – The Dalmore Whisky mit seinem einzigartigen Reifungsprozess in individuell ausgewählten, 30 Jahre alten Matusalem-Oloroso-Sherry-Fässern. Oder der elegante, über 4 Jahre gereifte SIERRA Milenario Tequila Extra-Añejo mit seinem exklusiven Finish in Fässern aus französischer Limousin-Eiche. Einen besonders langen, öligen, süßen Nachklang hat der streng limitierte und geschichtsträchtige Elijah Craig Bourbon Whiskey aus Kentucky.

Alle über amazon erhältlich





Tobias Rehberger, Mario Lohninger, Boris Radczun



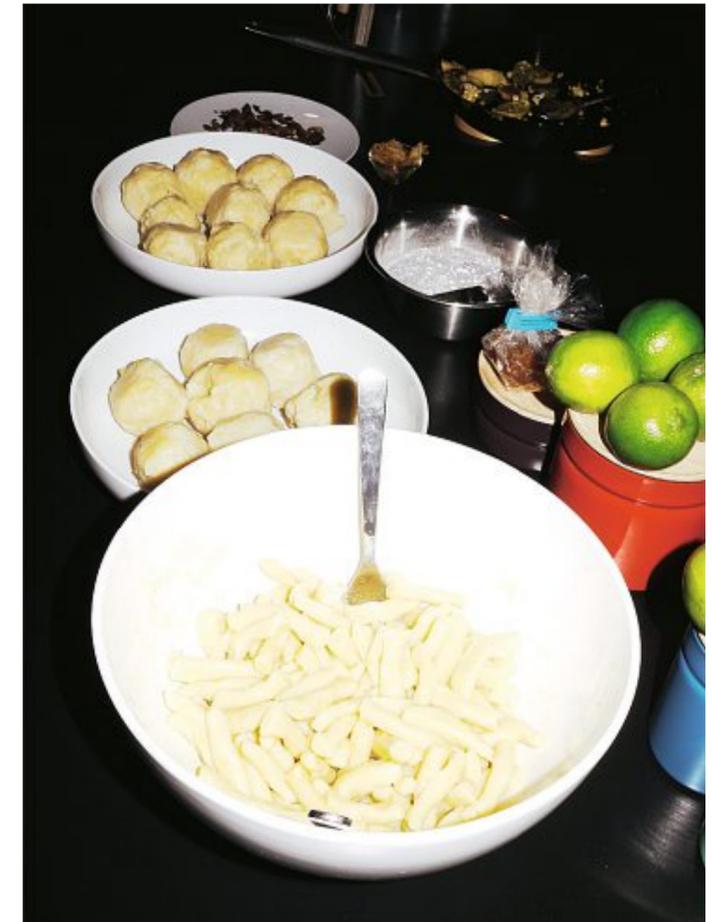
Badijah Ouahi (linkes Bild), Daidy Mair und Laura Karasek



KRAUT PLEASER

Wenn Tobias Rehberger die Frankfurter Bohème zum Kochen (und Essen) einlädt, kommt das Bier aus Bayern, das Rezept für Knödel mit Schweinsbraten aus Böhmen und die Gude Laune von selbst.

Von *Eckhart Nickel*
Fotos *Lottermann and Fuentes*



In der Küche ist alles vorbereitet.

Die Bohème! Lasterhafte Tunichtgute, die den ganzen Tag dem Müßiggang frönen, damit sie später am Abend in Form sind, wenn das bunte Treiben richtig losgeht. Falls es die überhaupt noch gibt, dann natürlich irgendwo hier in Frankfurt, so geht es mir durch den Kopf, während ich der Einladung des Künstlers Tobias Rehberger zu Böhmischem Knödeln folge und in frühabendlicher Winterdunkelheit den Sandweg quere. Der Sandweg! Jene magische Grenze zwischen dem Ostend und dem Nordend – wo das Café Größenwahn seit nunmehr 40 Jahren mit seiner gemütlichen Version der Kaffeehaus-Avantgarde alle möglichen Tagediebe und Revoluzzer anlockt. Das Viertel also, das neben dem obligatorischen Studium in Bockenheim mit Taxischein spätestens seit den Hauptwache-Demo-Siebzigern nichts Geringeres ist als die bestdenkbare Spontischmiede für soziokulturpolitische Weltaufstandspläne aller Art, Frankfurter Schule trifft Frankfurter Scholle.

Und in der Tat, nachdem ich mich ganz ohne eine zugeflüsterte Parole durch ein Holzpaneel geklingelt habe, als wäre das hier nicht ein Hinterhof der Hegelstraße mit einer geparkten Vespa, sondern die Herbststraße in Hamburg, schallt mir bereits im leuchtgelb und skulptural ausgegossenen Ganzkörper-Plastik-Treppenhaus die durch DJ Sven Väth sprichwörtlich gewordene Gude Laune entgegen. Väth, von dem der poetische Satz überliefert ist, Techno sei „nur ein neuer Baum in dem Wald, der Musik heißt“, könnte problemlos als geistiger Pate des Abends fungieren. Schon vor der Tür riecht es verrucht gut nach Arvenholz, aus der geöffneten Pforte schlägt mir so massiver Küchendampf entgegen, dass ich dank im Nu beschlagener Brille erst gar nicht weiß, wer mir da gleich um den Hals fällt, aber es ist zum Glück jemand, den ich an der Stimme erkenne: Vanessa Fuentes legt ihren Arm mit einer gezückten Knipskamera in der Hand auf meine Schulter. „Wenn Du wüsstest, was wir hier schon alles VOR deiner Ankunft besprochen haben, tststs ...“

Während sich der Rest der Festgemeinde eher zäh hinter meiner handgesägten Hornbrille materialisiert, steht plötzlich der Hauptstadtgastronom Boris Radczun direkt vor meinen Augen. Er hat sich, und das ist nun fast irritierend, so gut wie gar nicht verändert, seit ich ihn vor ge-



Ata Macias und Mario Lohninger



Michael Neff, Nada Lottermann



Boris Radczun, Eckhart Nickel, Oskar Melzer



Ata Macias, Laura Karasek

KRAUT PLEASER

schätzten 25 Jahren in Berlin beim Ausgehen kennengelernt habe. Während ich noch unmittelbar versuche, mir rasch die genauen Begleitumstände unserer letzten Begegnung (Pogo-Club? Panorama-Bar? Oder doch Cookies?) in Erinnerung zu rufen, spricht er schon die erlösenden Worte: „Diese Wohnungsauflösung in der Krausnickstraße, der reine Wahnsinn!“ Pünktlich zur Buchmesse hat Boris gerade mit „Le Petit Royal“ im Bahnhofsviertel eine Filiale seines kanonischen Gesellschaftsrestaurants vom Spreeufer eröffnet. Als nächstes, heißt es, folgt Dubai.

Gleich habe ich einen Steinhumpen mit schaumigem Pilsner in der Hand und werde für ein Foto von zwei Seiten angeproestet. Na klar, die Böhmisches Dörfer, von denen immer dann die Rede ist, wenn einer nicht mehr versteht, was gerade um ihn herum passiert, werden geographisch ziemlich nah an die Urquelle um die Brauereimetropole Pilsen herum verortet. Für die erste Begegnung mit dem Künstler hatte ich mir extra eine ausgefallene biographische Pointe zurechtgelegt, die ich auch gleich zum Einsatz bringe: „Nicht zu fassen: Wir haben exakt das gleiche Geburtsdatum: 2. 6. 66!“ Aber kaum ist bei ihm der erste Schockmoment mit nur leicht geöffnetem Mund verflogen, lächelt mich der vollbärtige Sympath (Markenzeichen: Signature-Brille, die aussieht wie ein klassisches Porsche-Modell) nur kurz an und antwortet: „Johnny Weissmüller hat auch am 2.6.“, was ich verschämt mit Marcel Reich-Ranicki und Marquis de Sade kommentiere, worauf er wiederum lapidar mit Charlie Watts kontert, um sich bald wieder hochkonzentriert dem Kochen zuzuwenden. Gerade klärt er in einem Gespräch nebenan ein Missverständnis auf. Es geht um die Herkunft der Knödel:

„Die kommen aus dem Böhmerwald, nicht aus Böhmen!“ Euphorisch kommt von der Seite aus dem Flur her eine Schöne mit großen Augen in grün raschelnder Seide auf mich zu und verrät mit entschiedener Geste, sie sei „die einzige in der ganzen Runde, die NICHTS mit Kreativität zu tun hat“. Und obwohl mir ihr Gesicht seltsam vertraut vorkommt, aus Film, Funk und Fernsehen, wie es heißt, stellt sie sich gleich enthusiastisch als Immobilienmaklerin vor. „Gutes Objekt hier, dieser schicke hölzerne Flachbau, oder?“ frage ich gleich nach, aber sie relativiert: „Stimmt im Prinzip, ABER DIE LAGE!“ Nordend-Ost, das sei normalerweise ein No-Go, belehrt sie mich in perfektem Makler-Jargon, was ja auch darauf hindeuten könnte, dass sie in Wirklichkeit eine Schauspielerin ist, die sich nur gerade einen kleinen Scherz mit mir erlaubt, weil ich sie noch nicht kenne, oder, was sie ja auch denken könnte, nur so tun würde, als ob ich sie nicht kenne. Das hebt unser Gespräch nun auf eine amüsante Meta-Ebene, weil keiner mehr eigentlich weiß, ob er weiter so tun muss, als ob er nicht wüsste, dass der andere weiß. Bald entspricht so von dem, was gesagt wird, nicht mehr viel dem, wie es ist. Aber noch bevor ich dem Ariadnefaden unserer Unterhaltung zum Ursprung dieser Erkenntnis folgen kann, werden schon Teller mit Suppen zu einem gedeckten Tisch getragen, der mir erst jetzt auffällt, weil das Licht um die professionell ausgestattete Kücheninsel herum so hell ist. Erstaunlich, wie gern sich Gäste im Gespräch an so einer Insel festhalten, als wäre es eine imaginäre Relling, die ihnen auf dem schwankenden Ozeandampfer ihres ausgerechnet durch das gerade stattfindende Reden aus dem Gleichgewicht geratenden Lebens Halt verspricht.

Nun öffnet sich auch der ganze Rest des riesigen Loftraums vor meinen Augen, und alle setzen sich wie in der Schule brav hin. Auch Spitzenkoch Mario Lohninger im DSquared-Trainingsanzug begibt sich vom Herd zum Tisch und offenbart uns die Bedeutung seines Extratellers Panadlsuppe: Bei ihm sei kein Weißbrot drin, „weil ich Gluten nicht vertrage“. Schlagartig wird mir klar, warum in seinem grandiosen Restaurant „Lohninger“ in der Schweizer Straße das Brot allein nicht inhäusig gemacht wird. Felix Austria! Sofort kommen wir auf den Speck zu sprechen, der wie ein Leitmotiv das Menu des Abends durchzieht. Das Geheimnis seines intensiven Geschmacks: „Kalt geräuchert!“ Die zerfasernenden Brotstückchen gleiten dabei irritierend weich durch den Mund.

Immer fehlt gerade jemand, um einmal mit allen anzustoßen, aber das macht auch nichts, weil inzwischen ohnehin fast alle in der Küche gespannt auf den Hauptgang warten: den Schweinebrat nach der „Zollbergoma“ von Rehberger, der in Esslingen am Neckar mit ihren köstlichen Rezepten aufgewachsen ist. Ein wenig Fett aus dem Bräter wird zum Nachwürzen auf den lauwarmen Weißkrautsalat mit Kümmel und weißem Speck gegossen, was ihn butterig aufwertet. Jemand sticht noch die heiß dampfenden Knödel von zwei Seiten bis zur Mitte an, dann geht es zurück zu Tisch, und Schloss-Vollrads-Riesling wird nachgeschenkt. Als ich kurz zögere, während Boris mir die Platte mit dem Schweinsbraten reicht, sagt er gelassen: „Nimm Dir ruhig, ist wie bei den Bürgerlichen heute!“

Gegenüber erklärt Ata Macias, DJ und Gründer des fulminanten Nachtclubs Robert Johnson, der seit einiger Zeit seine Vita activa im Nachtleben aufgegeben hat und

sich nun mit dem Konzeptlokal „Club Michel“ auch gastronomisch verewigt, der heiseren Impresaria Laura Karasek die Vorzüge der packenden Amazon-Prime-Serie „The Terror“. Die Mannschaften zweier Segelschiffe Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach der Nordwest-Passage im ewigen Eis befällt darin der Irrsinn einer seltenen Krankheit, bei der durch korrodiertes Konservenblech die Nahrung verdirbt und die Zähne sich erst schwarz verfärben und dann komplett ausfallen.

Beim Kauen der Knödel fällt mir auf, dass a) der Jus so gut ist, dass die Saucieren fast schon nach der ersten Runde leer sind und b) ein Essen umso besser ist, je weniger im Detail darüber geredet wird. Gesprächsthema stattdessen: der Geruch der perfekten Andouillette (ein olfaktorischer Drahtseilakt: darf nie unmittelbar an die Herkunft der Wurst erinnern). Nordisk-Büro-Partner Lorenzo Bissi erläutert die Renaissance der Späti-Weinbars in Berlin, und Nada Lottermann erklärt passend zum opiatisch anmutenden Nachtisch, heißen Mohnschupfnudeln mit einem Hauch Orangeade, warum Puderzucker sie immer romantisch an Blütenstaub erinnert – und flüstert mir zu, dass es sich bei der Maklerin tatsächlich um die Filmdiva Daidy Mair aus dem letzten Film von Klaus Lemke handele, zudem die Frau von Rehberger. Wer hätte das gedacht!?

Schon legt jemand Musik auf, und DJ Oskar Melzer bestimmt die sanften House-Takte gleich präzise als „Miura“ von Metro Area. Aber bevor ich zu spekulieren beginne, ob das hier doch noch ein Zimmer-Rave wird, zeigt ein Blick auf die Uhr, dass es höchste Zeit ist, die letzte U4 nach Hause zu nehmen. Au revoir! Erkenntnis zur Nacht: Es gibt sie noch, die alte Bohème. ◀



Tobias Rehberger, Mario Lohninger, Lorenzo Bizzi, Daidy Mair



Alles kommt auf den Tisch.



Vanessa Fuentes, Martin Wenzel

MYSTÈRE



HOFACKER



Rubine, Saphire, Tsavorite und Diamanten erschaffen eine berauschede Symphonie edler Steine.

www.goldschmiede-hofacker.de
0261 12202 | 0651 9120977
Koblenz | Trier



So sieht es dann aus, wenn es fertig ist.

MOHNUDELN

500 g mehlig Kartoffeln
200 g Mehl
1 Ei
Prise Salz
100 g gequetschter Mohn
30 g Puderzucker
100 g Butter
hauchfeine Streifen Orangeade

Kartoffel in Salzwasser kochen und fein durchdrücken, mit Mehl, Ei und Salz durchkneten.

1 cm dicke Würste rollen und in etwa 7 cm lange Stücke schneiden.

Im sprudelnden Salzwasser kochen, bis sie an die Wasseroberfläche kommen.

Aus dem Wasser nehmen und kurz abspritzen. Butter leicht anbräunen, mit Mohn und Zucker mischen und löffelweise über die portionierten Nudeln geben. Mit Orangeade bestreuen.

PANADLSUPPE

1,5 kg kalt geräucherter Bauchspeck
2 Handvoll entrindete Weißbrotwürfel
500 g Sauerrahm
1/2 l süße Sahne
4 Eigelb
fein geschnittener Schnittlauch

In einem Topf Wasser den Speck solange auskochen, bis eine kräftige, rauchige Brühe entsteht.

Sahne und Sauerrahm einrühren. Dann die Weißbrotwürfel in die Suppe geben und mind. 30 min mitköcheln. Währenddessen die in Scheiben geschnittenen Steinpilze in Butterschmalz knusprig braten.

Die Suppe mit dem Eigelb legieren. Steinpilze in Suppenteller verteilen. Suppe mit Broteinlage darüber geben und großzügig mit Schnittlauch bestreuen.

KRAUT PLEASER**DUMPLINGS**

Mehlige Kartoffeln in Salzwasser kochen, schälen und zerstampfen. Salz und so viel Mehl hinzufügen, dass sich Dumplings mit 6-7 cm Durchmesser formen lassen. Der Kartoffelteil soll die Konsistenz eines Kuchenteigs für Crumble haben und darf nicht geknetet werden.

Die Dumplings in köchelndem Wasser 20-25 Minuten lang kochen. Dumplings herausnehmen und mit einer Fleischgabel in die Mitte stechen, so dass zwei Löcher entstehen, aus denen Dampf entweichen kann. Heiß servieren.

WARMER WEISSKOHL-SALAT

1 Weißkohl, weißer Speck, Essig, Kümmel, Salz, Pfeffer

Den Weißkohl in vier Stücke schneiden. Stil entfernen und mit einem großen Messer in 1-5 mm dünne Streifen schneiden. Den Kohl mit Butterschmalz in einem Topf anschwitzen lassen, dann mit etwas Wasser ablöschen. Salz, etwas Essig, Zucker und Kümmel hinzufügen. Bei geschlossenem Deckel dünsten.

Dann den Speck würfeln und goldbraun anbraten. Den Kohl mit Salz, Pfeffer und Essig abschmecken. Den angebratenen Speck zusammen mit dem Bratfett aus der Pfanne hinzufügen.

SCHWEINEBRATL VON DER ZOLLBERGOMA

Zubereitungszeit: 30 Minuten
Garzeit: 4:30 Stunden

1,2 kg Schweinenacken (am Stück, ohne Knochen)
1,5 kg frischen Schweinebauch
700 g Zwiebel
Salz
10 Knoblauchzehen
2 EL Kümmelsaat

1. Schweinenacken und -bauch in 5-6 cm dicke Scheiben schneiden. In kaltem Wasser aufkochen und 10 Minuten köcheln lassen. Dann das Wasser abgießen und das Fleisch kalt abspülen. Zwiebeln fein würfeln. Knoblauch in dünne Scheiben schneiden.

2. Reichlich Salzwasser in einem Topf erhitzen und das Fleisch darin 30 Minuten kochen. Fleisch herausnehmen und flach in einen Bräter legen. Mit Zwiebeln und Knoblauchscheiben bedecken und etwa 100 ml Kochwasser zugeben. Im vorgeheizten Backofen bei 180° (Gas 2-3; Umluft nicht empfehlenswert) 10 Minuten garen. Anschließend mit Kümmel bestreuen. Temperatur auf 140° (Gas 1) reduzieren und 250 ml Kochwasser zugeben. Das Fleisch 3,5 bis 4 Stunden garen. Herausnehmen, wenn das Fleisch zart ist und die Zwiebeln goldbraun sind. Es sollte etwa 1 cm Bratensaft übrig bleiben. Falls das Fleisch zwischendurch zu trocken wird, etwas mehr von dem Kochwasser zugeben. Fleisch mit Zwiebeln und Bratensaft anrichten.



WARUM AUSGERECHNET RIESLING?

Guter Sekt wird im Weinberg geboren. Schon die allererste Entscheidung ist somit eine der wichtigsten für die Qualität, die im Glas prickelt. Mit der Auswahl der richtigen Rebsorte sollte man es sich also nicht zu leicht machen.



Letzteres gelingt mit dem Riesling allerdings ausgezeichnet. Zugegeben, er ist ein echter Klassiker mit Charakter, edel und weltberühmt. Aber vielleicht ist das genau der Grund, weshalb sich der König der weißen Rebsorten so eigensinnig und anspruchsvoll gibt.

Gewächs mit viel Geduld, Sorgfalt, hoher Handwerkskunst und stetiger Kontrolle bis ins letzte Detail, dann fällt einem die Entscheidung leicht. Für unsere Vertragswinzer und ehrgeizigen Kellermeister ist Riesling der ideale Wein.

Denn um gut zu gedeihen, nimmt er sich gerne Zeit. Am liebsten in exklusiver Lage, so wie man sie im Rheingau, in Rheinhessen und der Pfalz findet. Hier ist das Klima ideal. Denn warme Tage und kühle Nächte hat der Riesling besonders gern.



Auch beim Boden zeigt er sich wählerisch. Erst wenn dieser tiefgründig, mineralstoffreich und durchlässig beschaffen ist und Wärme speichern kann, entfalten die Riesling-Reben ihre volle Klasse. Begegnet man diesem hochwertigen

Eine Herausforderung, der sie sich mit aller Leidenschaft widmen. Denn wenn man den Riesling so behandelt und pflegt, wie er es verdient, wird man am Ende fürstlich belohnt. Mit seiner niveauvollen Eleganz, der kontinuierlich hohen Qualität und der für ihn so typischen fein-fruchtigen Aromafülle, mit der sich grandiose, rebsortenreine Cuvées kreieren lassen. Garant für ein Produkt, das einen großen Namen verdient.

Denn schließlich ist ein Sekt immer so gut wie sein Wein.



FÜRST VON METTERNICH. FÜRSTLICH GENIESSEN.



Nur ein kleiner Teil der Champagne ist bestockt – aber dann richtig, wie hier bei Ay südlich von Reims.

Der Laden stand unter Druck wie eine Champagnerflasche. Wer die Tür der kleinen Epicerie im Herzen von Reims öffnete, dem blubberte und schäumte es nur so entgegen: Gläserklingen, Gelächter und Geschwätz; Champagnerkorken zischen durch die Luft; ungehobelte Tische bogen sich unter Pasteten, Gürkchen und Käsestücken; Tumult und Geschrei, kein Platz mehr frei. Und mittendrin tobte und ramenterte ein Herr mit Stoppelfrisur in quietschbuntem Ornat: Papst Boris I., mein Erzieher, Begleiter und Beschützer. Er grüßte und wurde begrüßt, goss hier nach und probierte dort, erklärte einem Jungwinzer sein eigenes Getränk, dann schaute er tief in einen gereichten Dekanter, in dem rötlich schimmernde Reste schwappten. „Ich sehe Tod und Vernichtung“, sagte er und schüttelte den Kopf. „Das ist ein Brocard Pierre Saignée, ein rotweinger Schampus von 2011. Besoffene Blogger jubeln den hoch, weil er krass ist. Hat aber keinen Esprit, keine Lebendigkeit. Zum Glück gib’s davon nur kleine Mengen, die sind schnell weg.“ Sprach’s und leerte den Krug in einem Zug.

Boris Maskow konnte zwar nicht in die Zukunft schauen, doch er wusste, wie sie schmeckte. In Reims wurde sie schluckweise ausgeschenkt. Es war Anfang April, die „Printemps des Champagnes“ waren am Start, gut 20 Erzeugergemeinschaften kleiner Winzer ließen sich in Fässer und Flaschen schauen. Überall in der französischen Krönungsstadt, in historischen Sälen und Kellern präsentierten sie ihre Stillweine, aus denen hernach die begehrten Blubberbrausen küviert wurden. Die drei wichtigsten Traubensorten, der weiße Chardonnay und die Rotweine Pinot Noir und Pinot Meunier (Spätburgunder und Schwarzriesling) hatten die erste Gärung hinter sich – ich hatte sie noch vor mir. In meinem Magen fermentierten 20 blitzverkostete Champagnersorten mit ebenso vielen Käsen und Pasteten um die Wette, doch Papst Boris I. schenkte gnadenlos aus immer neuen Flaschen nach. „Sie müssen sich akklimatisieren, morgen früh geht’s rund“, raunte er mir zu. „Dann beginnt Ihr Crashkurs.“

Den hatte ich mir selbst eingebracht. Weil ich zu langsam trank. Es war irgendwo im Rheingau bei einer dieser Verkostungen. Plötzlich stand da ein Mann neben mir und wollte wissen, was ich da machte.

„Ich trinke Champagner.“

„Sie nippen nur“, sagte er und deutete auf mein Glas. „Was aber soll das? Champagner muss man in großen Schlucken saufen! Sonst perlt er nicht ins Blut.“ Kurzerhand examinierte er mich und fand sofort heraus, dass ich vom berühmtesten Schaumwein der Welt rein gar nichts verstand. Allenfalls, wie man ihn trank. In meiner Vorstellung war Champagner ein überbeutes Spaßgetränk für

SCHAUM MER MAL

Prickeltrip mit Aufstoßgebet:
Eine Tour de Force mit dem
Kenner Boris Maskow durch
die Zukunft des Champagners.

Von Oliver Maria Schmitt

Alt und Reich, eine überflüssige Angeberbrause für weiße Greise mit Rolexuhren und einem unsympathischen Hang zu Protz und Völlerei.

„Aber mein Herr! Champagner ist mitnichten eine Prestigeplörre, die sich nur sedierte Runzelgattinnen von Zementfabrikanten leisten können“, protestierte er. „Er ist viel mehr, ein Kosmos für sich! Er ist Speisebegleiter, Stimmungsaufheller und Seelenröster. Und teuer? Quatsch! Ein ordentlicher Winzerchampagner kostet kein Vermögen, die brauchbaren fangen ab Hof schon bei 16 Euro an. Vergessen Sie nicht: Jede einzelne Pülle ist Handarbeit, da ist alles *craft*, von der Traube bis zum Etikett. Und im Gegensatz zu Burgund oder Bordeaux kann man die absoluten Spitzenweine schon für 150 Euro kaufen – und nicht für 1000 Euro oder mehr.“ So könne man sich eher einen Dom Perignon oder Grande Année leisten als eine Pülle Romanée-Conti oder Château Latour, rechnete der Mann vor. „Ich werde Ihnen zeigen, dass Champagner etwas ganz anderes ist, als Sie sich vorstellen. Sie werden von mir hören“, sagte er, drückte mir seine Visitenkarte in die Hand und verschwand. Ich las: „Ambassadeur du Champagne, Cognac educator, Weinsachverständiger“.

Was andere Weinexperten über diesen Herrn sagten, erfuhr ich durch Herumhören: dass keiner in Deutschland mehr über Champagner wisse als der Anwalt Boris Maskow; dass der Mann nicht nur offizieller Champagnerbotschafter sei, als Experte in Fernsehsendungen sitze, Master-Classes, Seminare und Tastings veranstalte, sondern auch Weinkeller bewerte und Vorträge an der Hochschule in Geisenheim halte; und dass dieser beängstigend alerte, fast noch junge Mann nichts dagegen habe, wenn man ihn „Champagnerpapst“ nennt. Das zeugte von seiner Bescheidenheit.

Und nun saß ich mit eben diesem Papst in einem kleinen Ladenlokal mit dem tiefstapelnden Namen „Au bon manger“, obwohl man hier, am Rande des historischen Forums von Reims, den Delikatessen viel weniger Beachtung schenkte als den ausgesuchten Winzerchampagnern, die sich in Regalen bis unter die Decke stapelten. Die Epicerie schäumte über an diesem Abend. Winzer, Händler, Journalisten und Blogger tauschten Flaschen, Komplimente, Fragen und Verkostungstipps. Man kannte sich, und falls nicht, hatte man irgendwo schon mal an der gleichen Flasche gegangen. Ein Altentreff war das jedenfalls nicht: Ein Tätowierter mit grünem Hütchen sortierte Verkostungsnotizen, eine junge Britin befüllte ihren Instagram-Feed mit dem just Getrunkenen, zwei rastazöpfige Winzer aus der Lombardei schwärmten von ihrem Franciacorta, dem italienischen Pendant zum Champagner. Doch Papst Boris mahnte zum Aufbruch und verstaute zwei

große Gläser mit eingelegten Gurken im Gepäck. „Das ist das Beste zum Neutralisieren! Die Dinger esse ich gar nicht, ich trinke nur das Gurkenwasser.“

Auf dem Weg zum Hotel passierten wir einen Pub namens „Glue Pot“. „Das ist der wichtigste Champagner-Pub der Welt“, dozierte der Papst. „Da saufen sich Händler und Winzer durch die aktuellen Trends. Was hier auf der Karte steht, findet man erst zwei Jahre später in den Trendbars von Saint-Tropez und St. Moritz.“ Während die Epicerie „Au bon manger“ die Schaltzentrale der Champagnermesse sei, stelle der „Glue Pot“ das Zukunftslabor der Blubberwelt vor. Zum Glück war es geschlossen, ich hätte keinen Tropfen mehr untergebracht.

„Ich trete Sie morgen früh aus dem Bett zu einer Uhrzeit meiner Wahl“, tröstete mich der Experte. Ich sah noch, wie er sich an der Rezeption eine Schampuspulle holte und damit auf die Straße ging.

„Bitte, bitte nicht schon um acht aufstehen und um neun Champagner verkosten“, rief ich ihm hinterher.

„Doch! Es gibt kein besseres Getränk zum Aufstehen und Wachwerden.“

Unruhige Träume von einem Schiffsrumpf bei der Taufe, gegen den wieder und wieder eine Champagnerflasche wummerte. Das war aber nur der Papst, der am frühen Morgen gegen meine Hoteltüre droste. Wenig später betraten wir einen prächtigen, stuckverzierten Belle-Époque-Saal, in dem statt Atemluft die Kohlsäure aus frisch geöffneten Weinflaschen umherwaberte. „Bulles Bio“ – die Biowinzer der Champagne präsentierten ihre Grundweine. Kompakt und fest von Statur, schoss Maskow wie ein Champagnerkorken durch die Gänge, flanschte sich an Stände an und probierte sich durch. Glas um Glas, Schluck und Spuck. Ich musste mitmachen. Die Zukunft blubberte noch nicht, sie hatte nur ein leichtes Mousseux und kam aus handbeschrifteten Flaschen. Fifty shades of sour: krachsauer, mittelsauer, megasauer. Doch Maskow war begeistert. „Das ist ja gerade die Kunst: Wie man aus dünnen Säuerlingen einen kraftvollen Champagner komponiert! Die Grundweine dürfen vor der Flaschengärung maximal 11,5 Prozent haben. Aber der Achtzehner ist jetzt schon ein super Jahrgang, manche dieser Weine könnte man direkt so trinken, obwohl sie dafür gar nicht gemacht sind.“

Schon hasteten wir weiter durchs quirlige Reims. Eine strahlende Frühlingssonne ließ die Luft moussieren. Am Portal der Kathedrale, in der Frankreichs Könige gekrönt wurden, zeigte mir der Papst ein Lächeln. Aber nicht seins, sondern das Sourire de Reims, das „Lächeln von Reims“: ein Engel grinste entrückt von der Fassade der gotischen Riesenkirche auf uns herab. War er angesickert? Kam er ebenfalls von einer Grundweinprobe? Historisch haute das

aber nicht hin, da der enervierende Schaumwein erst Jahrhunderte später vom Mönch Dom Perignon erfunden wurde.

Wir versanken im Gewölbekeller des erzbischöflichen Palais du Tau, wo „Terres et vins“, die Vereinigung der Terroirwinzer, zur Verkostung lud. Ein feuchter Brodem aus Schweiß und Alkohol, und das vor dem Mittagsläuten. Dass man kaum durchkam, wertete der Papst als Erfolg. Vor 20 Jahren habe es nur vereinzelt eigenständige, sichtbare Champagnerwinzer gegeben. Fast alle hätten an die großen Häuser geliefert, an Moët, Mumm, Veuve Clicquot, Taittinger und wie sie alles hießen, die die Trauben ja nur kauften und nicht selbst produzierten. Nun aber standen die „Printemps des Champagnes“ im zehnten Jahr. „Die unabhängigen Winzer haben sich von einem Heer namenloser Versorger der großen Häuser zu eigenständigen Persönlichkeiten emanzipiert, die selbst produzieren – das ist die Demokratisierung des Champagners“, jubelte er. Und verstummte plötzlich.

Mit dem Probiertglas deutete er auf einen hochgewachsenen Herrn im Trenchcoat. „Da drüben steht der Eichelmann“, zischte er und schob mich weiter. Mit Gerhard Eichelmann, dem Präzeptor des deutschen Weingewerbes, Autors zahlreicher Weinbücher und eines dicken Champagnerführers, wollte er sich offenbar nicht unterhalten. Wusste dieser deutsche Gegenpapst mehr als Maskow?



In seinem Element: Champagnerpapst Boris Maskow

Eichelmanns bewölktem Gesichtsausdruck nach zu urteilen würde der Champagnerjahrgang 2021 wohl eine Katastrophe werden. Doch mein Papst war anderer Ansicht: Die ausgeschenkten Kreszenzen hätten „eine kernige, gesunde Säure, eine opake Frucht drum herum und keinen Ruf nach Dosage“.

Der Achtzehner habe eine „perfekte Reife, aber keine Überreife“, triumphierte er, während wir wieder ans Licht emporstiegen. Ich blinzelte, meine Geschmacksknospen oszillierten zwischen krachsauer und stinksauer, meine Zähne brannten und quietschten. „Hier, nehmen Sie das“, sagte Maskow und zog eine kleine Tube Elmex Gelée aus der Sakkotasche. „Grundausrüstung. Am besten gleich mit dem Finger dick auftragen.“

Das Gelée half ebenso wie die Anstaltspackung Bullrichsalz, die ich in den kommenden Tagen nie aus den Augen ließ, während der Papst mich gnadenlos durch Keller und Weinberge der Champagne trieb. „Sie müssen wissen: Champagner ist ein Frauengetränk“, schrie er gegen seine Stereoanlage an. „Weil er schon immer von Frauen gemacht wurde: Lily Bollinger und Louise Pommery führten ihre Betriebe als Wirten, die bekannteste aber war Madame Clicquot-Ponsardin, die mit 27 Jahren zur Witwe wurde. Sie erfand die Rütteltechnik, um die Hefereste vom Getränk zu trennen. Und als sie 1866 mit 89 Jahren starb, hatte sie aus einer Klitsche ein riesiges Unternehmen gemacht.“

Kaum hatte er den Satz zu Ende gesprochen, dockten wir am Stadtrand von Reims an der Kellerei von Bruno Paillard an. Sie lag in einem Industriegebiet und sah aus wie eine mittelständische Kartonagenfabrik. Der graumelierte Patron empfing uns in der Vorhalle im Zweireiher mit rotem Einstecktuch. Tränen in die Augen bekam er erst, als der deutsche Champagnerbotschafter ihm zwei wohlverpackte Bouteillen aus dem eigenen Raritätenkeller überreichte – zwei Jahrgänge, die noch Brunos Vater abgefüllt hatte. Nach ein paar Scherzen über sein eigenes Alter stellte er klar: „Champagner ist kein Wein von Museumswärtern, er wurde stets von kreativen, innovativen Typen perfektioniert.“ Und übergab uns an seine Tochter Alice, die schon seit Jahren die Kellerei leitete und bald den Vater beim Perfektionieren ablösen würde.

Im Kellereilabor zeigte uns die elegante Dame Piperten und Standkolben, mit denen die einzelnen Fassproben in unterschiedlichen Testverhältnissen verschnitten und dann für Jahre zur Gärung in die Flasche gesperrt wurden. Aufs Hefelager. Sie reichte uns ein Tablett voller Proben. Wir dürften nur mit der Nase arbeiten, sagte sie, und ich sah sofort, wie sich die Miene des Papstes verdunkelte. „Wenn man’s auf dem Gaumen hat, ist man für 15 Minuten gesperrt.“ Wir schnüffelten an diversen Chardonnays.

„Dieser hier hat Zitrusnoten“, sagte sie, „aber nicht Zitrone oder Grapefruit, eher Mandarine. Und der hier hat starke Mandelaromen.“ Das wollte ich mal sehen, sagte ich, ging sofort über zur organoleptischen Prüfung und kippte alles runter. Ich entdeckte die Geschmacksnoten supersauer, sausauer und furztrocken – und war für 15 Minuten gesperrt. Zeit genug, um die Fähigkeit zu bewundern, anhand eines Sauerlings vorzuschmecken, wie der in ein paar Jahren als Champagner munden würde.

Eine Fähigkeit, die offensichtlich auch Géraldine Lacourte besaß. Auf ihrem Familienweingut Lacourte-Godbillon in Ecueil, unweit von Reims, zeigte uns die Mittdreißigerin, dass man Champagnertrauben auch nach Mondphasen ernten und vinifizieren konnte. Selbst die Verkostungstage bis zur Abfüllung im Juni, erklärte sie in perfektem Deutsch, würden nach dem Mondkalender bestimmt. Dafür rannten ihr gerade die Bio- und Demeter-Weinhändler den Keller ein. Das hätte sie nie gedacht, als sie noch vor 13 Jahren in Mainz saß, Weingläser verkaufte und von einer nachhaltigen Weinwirtschaft ohne Chemie träumte.

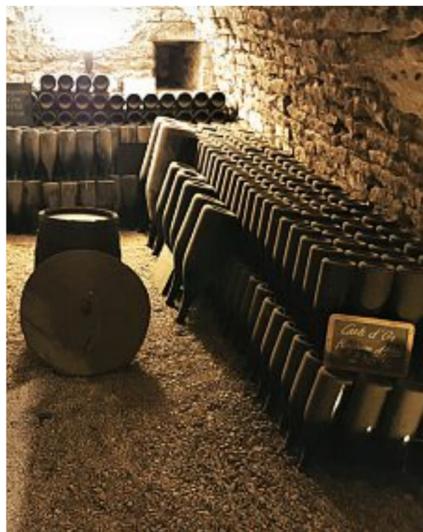
Wir verabschiedeten uns. Der Anwalt entkorkte seinen Auspuff und schoss los. Sein Fahrstil war in etwa wie sein Lieblingsgetränk: ziemlich spritzig. Millimetergenau erzeugte Reben und weiße Abbruchhänge zogen an uns vorbei. Darauf schien Maskow nur gewartet zu haben. „Das ist alles Kreide“, schrie er gegen die abartige Atzenmusik an, die aus seinen Boxen bollerte. „Wir fahren auf dem Grund eines ehemaligen Urmeeres. Verkalkte Überreste von Muschelschalen, das ist das Geheimnis des Champagners. Der Boden wird perfekt entwässert, speichert Wärme und macht die Weine mineralisch.“

Zart und klein dahingetupft hingen die Wölkchen im blauen Frühlingshimmel, sie schienen wie ins Unendliche aufgestiegene Champagnerblasen, die sich am Firmament zu Wasserdampfküsten zusammengenugelt hatten. Die Champagne ist riesig, fast so groß wie Nordrhein-Westfalen, und nur ein kleiner Teil ist überhaupt bestockt. Doch der Papst rechnete anders: „In der Champagne gibt es etwa 320 große Handelshäuser und rund 5000 selbständige Winzer. Von denen hab ich noch nicht mal die Hälfte durch. Da bleibt noch viel zu tun. Zum Glück ist die Leber das Organ, das unbegrenzt regenerationsfähig ist.“

In Koblenz geboren, hat sich Maskow seine rheinische Grundbereitschaft zur Ausschweifung bewahrt. Mit 15 merkte er, dass ihm außer Fußsohlen praktisch alles schmeckte, was Blasen hatte. Mit 16 bekam er seine erste Pulle Schampus zum Geburtstag geschenkt, hing nach dem Unterricht mit den Punks auf der Treppe des kurfürstlichen Schlosses ab, hörte Musik und probierte sich so durch – von Adelskrone Export über Kellergeister und Kiwilikör bis hin zum berühmten „Großmutter Schokogeheimnis“ von Berentzen. Mit 19 fing er an, regelmäßig in die Champagne zu fahren, und als er ein bisschen Geld übrig hatte, investierte er es in eine Kiste 1990er Dom Perignon. „Ich dachte mir, in 20 Jahren ist der entweder viel mehr wert, oder er schmeckt sehr viel besser.“

Beides stimmte. Während des Jurastudiums baute der Sohn eines deutschen Vaters und einer koreanischen Mutter einen schnell florierenden Onlinehandel mit Champagneraritäten auf („ein Fachgebiet, um das sich kaum einer kümmert“) und verdiente als Student bereits mehr als seine Professoren. Heute arbeitet er zum Brot- und Champagnerwerb als Anwalt für Arbeitsrecht und Datenschutz („Aber auf der Seite der Opfer und der Schwachen“) und ehrenamtlich als Champagnerborschafter. Die Prüfung vor zehn Jahren bestand aus einer Million Fragen und Blindverkostungen, nur einer kam durch: Boris Maskow.

Doch selbst ein amtierender Papst hat Träume. Während wir die Montagne de Reims südwärts hinunterjagten, erzählte er nicht nur von seiner Frau und den beiden kleinen Kindern, sondern vor allem von seinen Plänen, Seminare zum Thema Champagner und Musik anzubieten: „Damit meine ich jetzt aber nicht die ‚Champagner-Polka‘ von Johann Strauss Sohn, sondern amtliches Zeug. Champagner ist der musikalischste aller Weine, der passt zu allem! Nehmen Sie Haftbefehls, ‚Lass die Affen aus dem Zoo‘ – das kann sinnvollerweise nur von einem Bubbly begleitet werden, der genauso schiebt wie Hafsi selbst. Ich tendiere zu Jean Laurents ‚Fleur de Celles‘. Als ich den das erste Mal trank, dachte ich, mir greift jemand in den Hals bis zum Magen und knautscht den rhythmisch zusammen. Ziemlich wilde Brause.“ Schlagartig wechselte der Mann die Beatzahl, Punkrock hämmerte aus den Boxen.



Dauert noch: Bei Michel Drappier lagert der Champagner lange.

SCHAUM MER MAL

„Zu den Toy Dolls darf es der ‚Blanc de Blancs Extra Brut‘ von Antoine Bouvet aus Mareuil-sur-Ay sein, der ist jung, gutgelaunt, unverbildet und bringt die ganze Kraft 60 Jahre alter Reben ins Glas. Und zum Klassiker ‚Sex and Violence‘ von The Exploited halte ich die ‚Cuvée Prémilles‘ von Lionel Carreau aus Celles-sur-Ource für würdig. Das ist ein krass anarchistischer Champagner wegen seines hohen Anteils an Pinot Blanc.“

Ohne Kupplung wechselte der Botschafter abermals das Musikprogramm, ein merkwürdiges Schnarren, Schnalzen und Fiedeln war zu hören. „Das ist Albin Paulus, der außerhalb seiner praktisch nur aus ihm selbst bestehenden Zunft kaum bekannte Maultrommelvirtuose. Der hat mitsamt Barockensemble vier kleine Stückchen vom längst vergessenen Johann Georg Albrechtsberger vertont. Man hört sofort, dass das als Inspirationsquelle für The Prodigy gedient hat, finden Sie nicht? Dazu passt ganz klar der ‚Entre Ciel et Terre‘ von Françoise Bedel, die ja selbst als eine der ersten in der Champagne Kuriositätenpflege betrieb: Sie fing gleich mit biodynamischem und auf Meunier konzentrierten Weinbau an, ganz im Westen der Appellation. Und danach würde ich zu Prodigys ‚Voodoo People‘ die rare ‚Cuvée Robert Winer 1996‘ mit ihrem gewaltigen Säurebums einfüllen.“

Mit einem nicht minder gewaltigen Ohrenbums landeten wir im kleinen Grand-Cru-Dörfchen Bouzy. Als wir bei Arnaud Moreau seinen ruppigen und kraftvollen ‚Brut Tradition‘ goutierten, raunte Maskow mir zu: „Dazu muss man das Album ‚Texas Whore Pleaser‘ von Slackeye Slim hören, oder was anderes aus der Richtung Gothcountry oder Creepabilly. Das Zeug mit seinem langen Hefelager ist einfach ein richtiger Cowboychampagner!“

Bouzy war einer von nur 16 anderen Orten, der unter den rund 320 Gemeinden der Champagne die prestigeträchtigste aller AOC-Appellationen führte: Grand-Cru-Trauben waren die teuersten im Einkauf, aus ihnen machte man den besten Schampus, die Rebflächen gehörten zu den wertvollsten der Welt. „Verkaufen wollte ich die aber nicht, das ist alter Familienbesitz“, sagte Moreau, lachte und drückte die Zigarette aus, was die tätowierten Oberarme des Dreißigjährigen eindrucksvoll zur Geltung brachte. Nun machte er eben Champagner, seit vor ein paar Jahren überraschend der Vater starb und der Betrieb weitergehen musste. Und die Kreativität, die er vorher in der Computerindustrie ausleben konnte, floss nun eben in seine Flaschen.

Danach hing ich leblos im Beifahrersitz, ich schwächelte und halluzinierte blubbernde Blasen, die in meinem Kopf zerplatzten. Der Papst ging eiskalt in die Kurve und reichte mir eine kleine, braune Flasche: „Das ist kaltgebrauter Kaffee mit Tonic, der wird Sie wieder aufrichten!“ Die braune Bitterbrühe schmeckte brandgefährlich, doch sie wirkte. Noch eine Schippe Bullrichsalz gegen das saure

Aufstoßen drauf, dann ging es wieder. Halbwegs. Die weitere Tour durch die Aube, wo die Champagne schon ans Burgund grenzte und aussah wie englische Parklandschaften, nahm ich aber nur noch schemenhaft wahr. Im Dörfchen Neuville-sur-Seine besuchten wir den zweiunddreißigjährigen Jungwinzer Raphael Piconnet, der gerade seinen ersten Champagnerjahrgang auf den Markt gebracht hatte. Seine ‚Domaine de Bichery‘ war im ehemaligen Kuhstall seiner Großeltern untergebracht, seine deutsche Frau Hannah Bösel besorgte das Marketing, die Bio-Zertifizierung war durch, und von den gerade mal 1870 Flaschen seines umwerfend roten Pinot-Noir-Champagners ‚Les Fontaines‘ war praktisch nichts mehr da.

Dafür schenkte uns Michel Drappier im 136-Seelendorf Urville großzügig von seinem schwefelfreien Weltklassechampagner ein. Wesen und Umgangsformen des Patrons waren so gediegen, dass ich ihm sofort Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht ausstellen wollte, während mein Anwalt gerade dessen ‚Cuvée Quattuor‘ wegmtmete, die aus vier weißen Rebsorten bestand: Chardonnay, Weißburgunder, Petit Meslier und Arbane. „Normalerweise sind es nerdige Kleinstbetriebe, die sich auf längst vergessene Rebsorten kaprizieren“, schwärmte er. „Aber dieser Champagner ist so wohltuend und deshalb notwendig wie ein Zitrusfruchtsorbet zwischen dem siebten und achten Gang eines völlig aus den Fugen geratenen Gourmetspektakels.“ Nur unter Protest spuckte der Papst in den Napf, aber wir mussten ja wieder zurück nach Reims.

Auf dem Weg dorthin stoppten wir in Épernay. Wenn Reims als offizielle Hauptstadt des Champagners galt, dann war Épernay das inoffizielle Hauptstädtchen. An der Avenue de Champagne residierten nicht nur die großen Häuser Pol Roger, Mercier, Perrier-Jouët, sondern auch, auf dem Hof von Moët & Chandon, der Abt Dom Perignon, persönlich und in Bronze. An diesem champagnergeweihten Ort verrichtete der Papst sein rituelles Stoßgebet für den erfolgreichen Ausbau der Achtzehner-Ernte. „Sicher ist sicher“, sagte Maskow.

Anderntags torkelte ich wieder durch mittelalterliche Säle in Reims, wo ich tätowierte Japaner, deutsche Dutt-Hipster und britische Bloggerinnen dabei beobachtete, wie sie unablässig Gläser schwenkten und Aromen diskutierten – während ich mit letzter Kraft nur noch sauer aufstoßen konnte. „Nicht schlappmachen, mein Herr“, zischte Maskow mir hypnotisierend zu. „Der Zustand, den man mit Champagner erreichen kann, ist wesentlich schärfer und ziseliert als mit Koks.“

Doch wusste ich schon nicht mehr, ob ich nachts im Bett gelegen hatte oder auf der Hefe. Wahrscheinlich beides. Mein komplettes Dasein waberte in Blasen: Wenn ich morgens nach dem Aufstehen den Mund zum ersten Mal öffnete, geschah dies mit einem lauten Ploppgeräusch. Aus meinem Körper trat zischend Flüssigkeit aus. Wo war eigentlich mein Bullrichsalz? Ich war eindeutig zu alt fürs Champagnergeschäft. Die Jungen hatten doch längst übernommen, sollten sie auch damit glücklich werden.

In einem Anfall letzter Barmherzigkeit schleppte mich der Papst zur letzten Ölung in den ‚Glue Por‘. Kraftlos hing ich in roten Fauteuils des Champagner-Pubs und stellte die Sinnfrage: „Warum immer weiterprobieren? Warum nicht einfach mal einen Lieblingschampagner erlesen und damit den Keller befüllen? Und gut ist. Was treibt Sie immer weiter an?“

„Es ist die Suche nach dem Heiligen Gral“, sprach der Papst und orderte eine letzte Bouteille. „Die Suche nach dem Schlumpfdorf, nach dem perfekten Champagner, dem großen Harmonisierer! Er lebt von Gegensätzen, vom Schwarz und Weiß der Trauben, vom Ausgleich zwischen den Temperamenten. Das Champagnerprinzip ist das Prinzip der Cuvée, des Verschnitts aus Lagen und Jahren. Einzellagen-Champagner sind zwar was Besonderes, aber selten besser. Eine perfekte Cuvée ist ausgewogen und besonders zugleich, hat Schwung und sprezzatura, ist Upper und Downer, Luxusgetränk und Bordellbrause. Ein perfekter Champagner ist alles gleichzeitig. Vor zehn Jahren waren das die Getränke von Frédéric Savart aus Ecueil, die waren perfekt auf so vielen Ebenen, und die Flasche gab’s für 13,50 – da musste man nicht mehr weitersuchen. Aber heute ist der ein Superstar mit entsprechenden Preisen. Die Suche geht immer weiter.“

Ich erhob mich langsam, wie eine aufsteigende Blase, lächelte ein letztes Lächeln von Reims und orderte ein bequemes Hefelager. Dazu eine weitere Schubkarre Bullrichsalz und etwas Gurkenwasser mit Elmex Gelée. Und natürlich einen kräftigen Schluck Champagner. ◀



AIR TITANIUM 8MM · DESIGN · DESIGN-ANWERTUNG / LINDBERG · PATENTED

18ct solid gold + buffalo horn

L I N D B E R G

NICHT NUR EIN KLAPS

Die Antidiskriminierungsstelle des Bundes unterstützt Arbeitgeber mit einer Kampagne im Bemühen, gegen sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz vorzugehen und Machtstrukturen zu durchbrechen. Denn: Jede elfte Person war in den vergangenen drei Jahren Opfer. Doch ob Flyer da helfen?



Das Auge der Vorsehung – göttliches Zeichen oder Stoff für Verschwörungstheoretiker? Bei Folkdays hängt es einfach hübsch und golden am Ohr.



Neues Jahr, neue Ziele: Das Change Journal von Leuchtturm1917 hilft dabei, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren.



Cannabis denn Sünde sein? Es ist der neue Alleskönner und hilft gegen so ziemlich alle denkbaren Beschwerden. CBD-Öl (Nutree) wird aus der weiblichen Hanfpflanze gewonnen. Im Gegensatz zu THC hat es aber keine berauschende Wirkung.



Schokolade geht immer. Erst recht wenn sie fair produziert und klimapositiv ist – also mehr Kohlendioxid einspart, als sie verbraucht. Die Verpackung wandert in die Biotonne. (Original Beans)



Wer nach den deftigen Feiertagen das Bedürfnis hat, seinem Körper etwas Gutes zu tun, greift zu Detox Tea. Der hier ist vegan und hinterlässt keinen Müll. (Dr. Jackson)



The category is: Glam Man of the Year. Billy Porter spielt in der zweiten Staffel der großartigen Serie „Pose“ den HIV-positiven Pray Tell. Beeindruckend und stark. Taschentücher bereithalten!



Das sind keine überdimensionalen Eierkartons, sondern 100 Prozent kompostierbare Aufbewahrungsbehälter von Ferm.



Schlechtschläfer schwören auf die positive Wirkung von Zirbenkissen. Der Duft soll das Wohlbefinden fördern und die Schlafqualität verbessern. Das gibt es jetzt auch zum Sprühen – von den Österreichern von Saint Charles. Bio und regional.



Ein Pullover, der während der Produktion keinen Müll produziert: Diese Stücke von Son of a Tailor kommen aus dem 3D-Drucker.



Kaugummi wird nicht nur in Plastik verpackt – häufig ist der Kunststoff sogar innen drin. True Gum verzichtet darauf und kommt auch ohne Zucker und tierische Inhaltsstoffe aus.

DIE LÜCKE FÜLLEN

60 Jahre ist es her, dass der Grundsatz des gleichen Arbeitsentgelts in den europäischen Verträgen beschlossen wurde. Tatsächlich verdienen Frauen in der EU für die gleiche Arbeit im Schnitt 16 Prozent weniger als Männer. Dabei halten neun von zehn Europäern das für nicht akzeptabel. Die Kommission fordert mehr Lohntransparenz.

092

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Natalia Wenzel-Warkentin*



Ein Hauch von Sizilien und dazu frischer Espresso: Smeg und Dolce & Gabbana bringen la dolce vita in die heimischen vier Wände.



Im alten Ägypten wurden Katzen als Götter verehrt. Das haben sie bis heute nicht vergessen. Da ist es nur angemessen, sie auf einer Designerliege (LucyBalu) zu betten.

FOTOS: HERSTELLER (V), EPA

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards – 2013/2017

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 29 internationaler Fotografie-Magazine

Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. WhiteWall Media GmbH
Europaplatz 59, 50266 Frechen, Deutschland © Photo by ZEworld



Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich



Im Hara-Mangrovenwald im Norden der Insel Qeschm sieht man von den Holzbooten in der Bucht aus nach Sonnenuntergang das Feuer in den Raffinerien aufflammen.

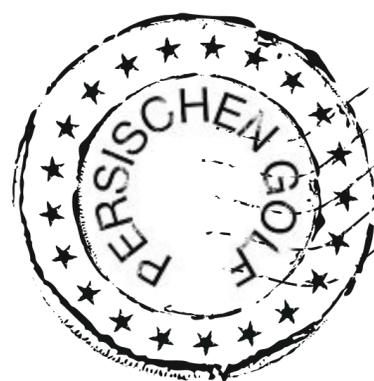


Die Insel Qeschm ist eine merkwürdige Mischung aus Naturschutzgebiet, Ölraffinerie-Standort und Freihandelszone. Bis vor wenigen Jahren konnte man dort nur bei Einheimischen übernachten. Diese Homestays sind auch heute noch die beste Wahl.

Von Bandar Abbas starten Fähren zu den vorgelagerten Inseln wie Hormus. Unter Iranern ist Hormus als Aussteiger-Oase bekannt, an Bord sind junge Großstädter mit Zeltausrüstung. Mit Rad oder Tuk-Tuk (inklusive iranischer Pop-Musik) lässt sich das winzige Eiland an einem Tag erkunden.



Grüße vom



Die Straße von Hormus ist nicht nur strategisch interessant.

Von Quynh Tran



Der Silver Beach auf Hormus ist ein surreal anmutender Strand mit schwarz glitzerndem Sand und rosafarbenem Meer. Mit den Sedimenten, die das Wasser färben, malen die Bewohner im Frühjahr Mandalas an den Strand.

Einzig die portugiesische Festung aus dem 16. Jahrhundert zeugt noch von der wechselvollen Geschichte der Insel Hormus. Wie bunt die Gegenwart sein kann, zeigt das Bio-Restaurant „Saleydon“.



Zum Persischen Golf gelangt man am besten über die südiranische Stadt Bandar Abbas. Sie ist ein Umschlagplatz für Waren – und merkwürdige Skulpturen – aller Art. Sogar einen Hindu-Tempel findet man hier.

world insight®

LEBE DEINEN TRAUM



Deine Nummer 1 für Erlebnisreisen.

z.B. Ecuador m. Galápagos Inseln	23 Tage	ab 3.499 €
Costa Rica	15 Tage	ab 1.999 €
Bhutan u. Indien	20 Tage	ab 3.699 €
China u. Tibet m. Lhasabahn	19 Tage	ab 2.799 €
Äthiopien	22 Tage	ab 2.499 €
Namibia	21 Tage	ab 3.099 €
Estland, Lettland u. Litauen	15 Tage	ab 1.799 €

Preise inkl. Flug, Rundreise, deutschsprachiger Reiseleitung, Eintrittsgeldern und Rail&Fly-Fahrkarte

world-insight.de

WORLD INSIGHT Erlebnisreisen GmbH | Alter Deutzer Postweg 99 | 51149 Köln | Telefon 02203 9255-700



Für alle Fälle: Der Blazer „Jackie“, benannt nach Formel-1-Legende Jackie Stewart, und die Wendejacke „James“ (unten) trotzen Wind und Wetter.

FORMEL 8

Die Bekleidungsreihe 8Js, gegründet von Sacha Prost, zieht Fans des Gentlemen-Rennsports an. *Von Walter Wille*

8Js – seltsamer Name für eine Bekleidungsreihe. Wer lässt sich so etwas einfallen? Und was hat es damit auf sich? Versuchen wir, das Kürzel aufzudröseln. Es geht um schnelle Autos und tollkühne Männer, um Rennsportgeschichte und die Tatsache, dass im Motorsport der sechziger und siebziger Jahre, also in der als besonders glamourös in Erinnerung gebliebenen Ära des Autorennsports, auffällig viele Fahrer einen Namen trugen, der mit dem Buchstaben J begann. Jochen Rindt, James Hunt, Jackie Stewart beispielsweise.

Auf das J-Phänomen stieß Sacha Prost, der Sohn des viermaligen Formel-1-Weltmeisters Alain Prost, beim Betrachten einer Dokumentation der Grand-Prix-Geschichte. Als er sich gemeinsam mit Mitstreitern den Film ansah, waren sie gerade dabei, ein Mode-Label für Auto- und Rennsportbegeisterte ins Leben zu rufen. „Wir dachten: Verrückt, genau das ist es! Gentlemen in der Formel 1. Als Hommage an unsere Helden nannten wir die Marke 8Js.“ Sacha Prost führt die Marke gemeinsam mit seinem Bruder Nicolas und seiner Schwägerin Deborah. Ihre Produkte lassen sie in Italien und Portugal fertigen.

Wühlt man ein wenig in der Erinnerung, kommt man leicht auf acht Js in jener Rennsport-Epoche. Sogar mehr als acht. Jack Brabham, Jacky Ickx, Jody Scheckter, Jo Siffert waren bekannte Fahrer, ebenso Jacques Laffite, Jean-Pierre Jabouille, Joakim Bonnier. Typisch für die Kollektion von 8Js sind Racing-Streifen an Pullis und Jacken, wie sie Jim Clark einst populär machte.

Einer noch recht jungen Entwicklung folgt das Unternehmen durch die Verwen-

dung von Funktionsstoffen für Alltagskleidung. „Casual Tech“ nennt sich die Moderichtung, mit der die Bekleidungsindustrie auf Veränderungen im Konsumverhalten reagiert. Kunden, so heißt es, erwarteten Funktionskleidung, die warm, kühl oder trocken hält, aber nicht gleich nach Funktionskleidung aussieht. Daher verschwanden die Unterscheidungen zusehends.

Viele Modemarken nutzen Materialien, wie sie bisher nur für Outdoor- und Sportartikel verwendet wurden. Und Fashion-labels verbünden sich mit spezialisierten Faserlieferanten für neuartige Produkte. Polartec etwa, ein Hersteller synthetischer Materialien, kooperiert nach eigener Darstellung für „Casual Tech“-Produkte neuerdings mit Anbietern wie 66° North, Banana Republic, Diadora, Magnethik oder Moncler.

Auch 8Js zählt dazu. „Jackie“ zum Beispiel heißt ein wasser- und winddichter Blazer, der aus Neoshell, einer Membran mit 10.000 Millimeter Wassersäule, aus dem Vierwege-Stretch Power Shield Pro sowie dem Isolationsmaterial Alpha besteht. Unter dem Namen „James“ wird eine wetterfeste, wärmende Wendejacke aus Neoshell auf der einen und der Polyester-Isolierung Thermal Pro auf der anderen Seite angeboten, die zudem eine Wärrung aufweist, aber keinesfalls nach Outdoor-Laden aussieht.



Für das Sweatshirt „Jochen“ mit Frontreißverschluss und Bündchen verwendet 8Js an Schultern und Vorderseite Power Shield Pro, ein wasserabweisend behandeltes atmungsaktives Softshell mit einer Wassersäule von 5000 Millimetern. Rücken und Ärmel bestehen aus einem Baumwoll-Fleece im Fischgrätmuster, dessen Vorzug vor allem die Bequemlichkeit ist. Zusammen ergibt das eine Art Hybrid, ein Kleidungsstück der vielseitigen Art, das man drinnen tragen kann und das draußen noch einen gewissen Wetterschutz bietet. Wird es richtig kalt und nass, braucht es allerdings Unterstützung durch eine dicke Jacke, sonst gibt es Zündaussetzer.

Nette Gags: ein großes 8Js-Etikett im Innern der Jacke, das einen im Schnee driftenden alten 911er zeigt, ein kleiner Aufnäher im Kragen zum Eintragen von Namen und Blutgruppe und ein Döschen mit Ohrstöpseln in der Außentasche. Nicht ganz so lustig: Das Fleece hinterlässt anfangs auf einem darunter getragenen Kleidungsstück, etwa einem T-Shirt in dunkler Farbe, hauchfeine helle Fusseln.

Mit einem Preis von 290 Euro ist „Jochen“ der Ferrari Dino unter den Sweatshirts. Die Modelle „James“ und „Jackie“ kosten jeweils 590 Euro. Doch man kann das natürlich alles auch zum Carsharing-Smart tragen – und in der Straßenbahn. ◀

SIEH MAL AN



BRITISCHES PFUND

Alle tun es – und jetzt auch Aston Martin. Der 106 Jahre alte britische Sportwagenhersteller steigt mit dem DBX in den Markt für Sports Utility Vehicles (SUV) ein. Für das neue Modell wurde in Wales sogar ein eigenes Werk gebaut, das Anfang Dezember eröffnet wurde. Der 5,04 Meter lange DBX wird von einem 4,0-Liter-V8-Motor mit 550 PS aus dem Hause Mercedes-AMG angetrieben. Die Kraft fließt über eine Neungang-Automatik auf alle vier Räder, es sind maximal 700 Newtonmeter Drehmoment bei 2200 bis 5000 Umdrehungen in der Minute. Wie es sich für ein SUV gehört, gibt es einen großen Kofferraum (632 Liter), eine dreigeteilt umlegbare Rücksitzbank und immerhin 2,7 Tonnen maximale Anhängelast. Auch für das Gelände habe der DBX Talent, heißt es beim Hersteller, mit entsprechenden Fahrprogrammen und Luftfederung. Das mittlere sowie das hintere Differential lassen sich sperren. Im Innenraum versucht Aston Martin eine Symbiose zwischen Tradition und Moderne. Natürlich dominiert dort feines Leder, aber die Instrumente sind digital, zwei große TFT-Bildschirme bereiten die Informationen auf, und Apple CarPlay gibt es auch. Der DBX kann schon vorbestellt werden, in Deutschland kostet er 193.500 Euro. Die ersten 500 Käufer bekommen ein exklusives Ausstattungspaket inklusive einer Einladung zu einer Cocktail-Party in einem Luxushotel. (fbs.)



GENERATIONSWECHSEL

Die Tage der vierstrahligen Flugzeuge vom Typ Boeing 747 oder Airbus A 380 sind gezählt. Der jüngste Beweis: Die arabische Fluggesellschaft Emirates, bekanntlich Betreiber der größten A 380-Flotte, schwenkt sichtbar um auf das modernste zweistrahlige Flugzeug aus dem Hause Airbus. Emirates hat jetzt fünfzig A 350 XWB bestellt. Der weitgehend aus Verbundfaser gefertigte Jet überzeugt mit einer geräumigen Kabine, niedrigem Innengeräusch sowie einer Reichweite von bis zu 17.900 Kilometern. Und er sieht auch noch elegant aus. Für die Fluggesellschaften werden moderne Flugzeuge auch deswegen wichtig, weil sie um etwa 25 Prozent sparsamer sind als die Vorgängergeneration – und zudem leiser, was sich in niedrigeren Landegebühren auszahlt. Der A 350 von Emirates wird von Rolls-Royce-Trent-Triebwerken angetrieben. Das Modell gesellt sich in der Flotte an die Seite der Boeing 777 – eines ebenfalls zweistrahligen Erfolgsmodells. (hap.)

FOTOS: ASTON MARTIN, EMIRATES, B&B



Baldessarini
BALDESSARINI

SEPARATES THE MEN FROM THE BOYS

„SPIRITUALITÄT MACHT 99 PROZENT UNSERES LEBENS AUS“



Er stammt aus einer Textildynastie; lange hielt seine Familie die Mehrheit an Hugo Boss. Also musste auch **Matteo Marzotto** eine Modemarke gründen. Der fünfte Sohn von Graf Umberto Francesco Marzotto und Marta Vacondio ist mit Dondup erfolgreich, auch in Deutschland. Als ob das noch nicht genug wäre, ist der Dreiundfünfzigjährige in vielen Verbänden tätig, unter anderem als Präsident der italienischen Tourismusvereinigung. Beim Treffen in Mailand ahnt man gleich, warum man ihn zu den am besten gekleideten Italienern zählt.

Was essen Sie zum Frühstück?

Das Weiße von drei Eiern, einen Joghurt und zwei Knäckebrote, nicht mehr als zwei.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich habe mehr als 100 Anzüge, die meisten zu Hause im Veneto, viele aber auch hier in meiner Wohnung in Mailand. Alle sind maßgeschneidert. Ich kenne meine Größen und weiß genau, welche Beinweiten und Ärmellängen ich brauche, das ist sehr praktisch. In der Freizeit trage ich aber auch viele Sachen von Dondup.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein Solaro-Anzug von 1986, ein seltenes Modell, nämlich in Grün. Den trage ich noch immer.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Am letzten Dienstag, an einen Freund, aus traurigem Anlass. Eine Mail mag effizient sein, ist aber nicht warm. Ein Stück Papier, von Hand gemacht, ist ganz anders.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Zwei! „Ich zähmte die Wölfin“ von der französischen Schriftstellerin Marguerite Yourcenar und „Selbstbetrachtungen“ von Marc Aurel. Beide unglaublich eindrucksvoll und wichtig für mich.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

In jeder Ecke meiner Häuser und in jedem Büro habe ich Fernseher. Wenn ich um viertel vor sieben aufstehe, fange ich an: Rai, Sky und am liebsten BBC World. Zeitungen lese ich meist im Netz, zum Beispiel „Corriere della Sera“ oder „Wall Street Journal“.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Am einfachsten ist natürlich die Mode. Und das Radfahren, mein Lieblingssport. Aber ich rede auch viel über meine Stiftung für Mukoviszidose-Forschung. An der Krankheit ist meine zweitälteste Schwester gestorben, die wie eine Mutter für mich war. Das ist kein einfaches Smalltalk-Thema, aber ich kenne mich damit aus, und es ist relevant. Nicht zuletzt rede ich gerne über Gott. Denn Spiritualität macht 99 Prozent unseres Lebens aus, ohne dass wir es wüssten.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Bei einem neuen Aufklärungsfilm über Mukoviszidose.

Sind Sie abergläubisch?

Ja, obwohl ich gläubig bin. Ich gehe nie unter einer Leiter hindurch. Am Tisch nehme ich nie die Salzdose von einem anderen direkt an – man muss sie erst auf den Tisch stellen, dann nehme ich sie. Und wenn eine schwarze Katze die Straße überquert, warte ich, bis jemand anderes hinübergeht, erst dann gehe ich; und das kann dauern, wenn es spät am Abend ist. Auch glaube ich nicht, dass der Gruß „Buona fortuna!“ wirklich Glück bringt. Und mit Wasser stößt man in Italien generell nicht an, außer man tut etwas Zitrone oder Essig hinein.

Worüber können Sie lachen?

Ich versuche, über vieles zu lachen, wie Sie an meinen Lachfältchen sehen.

Ihr Lieblingsvorname?

Maria, weil es der Name der Muttergottes ist, und Michele, nach dem Erzengel, der den Satan bezwang.

Machen Sie eine Mittagspause?

Ja, wenn möglich. Ich achte sehr auf meine Ernährung.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

Gute Frage! In Japan würde ich gerne ein paar Jahre leben, auch in Spanien und schon morgen in Kroatien. Deutschland liebe ich seit Hugo-Boss-Zeiten ebenfalls. Immer wenn ich im Sommer mit meinem Flugzeug nach Norwegen fliege, mache ich Halt in Deutschland und habe dabei schon viele Städte entdeckt, Kiel zum Beispiel.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Schinken, Gemüse, griechischer Joghurt, Wein.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit. Seit zwölf Jahren fahre ich Hybrid-Autos.

Was ist Ihr größtes Talent?

Zuhören zu können.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Manchmal fixiere ich mich auf etwas, ohne dass ich das große Ganze sehe. Das finde ich schrecklich.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Ich habe Johannes Paul II. und Franziskus getroffen, das war sehr beeindruckend. An historischen Personen würde ich gern Marc Aurel und Mutter Teresa treffen.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Nur den Anhänger hier, mit dem Familienmotto: „Sua textit labor fata“, also etwa: Das Schicksal ist aus Arbeit gewebt. Und heute trage ich eine Sportuhr von Garmin.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Habit Rouge von Guerlain, seit langem.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Mit Freunden zum Nordkap zu fliegen.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Tiziano Ferro, Franco Battiato, Eros Ramazzotti.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Ich habe alles, was man haben wollen kann.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Santa-Margherita-Wein aus eigener Herstellung, manchmal einen Grauburgunder und viel Wasser.

Aufgezeichnet von Alfons Kaiser.

Frankfurter Allgemeine SELECTION

Für weitere Details besuchen
Sie unseren Online-Shop:
faz.net/selection



Wolfgang Eilmes – Nordirland, 1997

7 „Augen Blicke“ aus 70 Jahren F.A.Z.

Zum Jubiläum der F.A.Z. haben wir sieben Editionen „Augen Blicke“ für unsere Leser zusammengestellt. Je 30 Exemplare der Bilder von F.A.Z.-Fotografen aus sieben Jahrzehnten sind auf feinstem Hahnemühle-Papier gedruckt und in Magnetrahmen der Firma Halbe hinter Museumsglas gerahmt. Die Bilder haben ein Format von 24,5 x 17,5 cm im Rahmen von 37 x 34,5 cm. Beigelegt wird ein Ausdruck der Seite, auf der das Bild einst erschienen ist.

Sichern Sie sich eines der je 30 Exemplare für 650 Euro oder das 7er Set für 4000 Euro.



Fritz Fenzl – In einem Café, 1955



Wolfgang Haut – Im Frankfurter Zoo, 1976



Wolfgang Haut – Am Nürburgring, 1977



Helmut Fricke – Beim Tennis, 1992



Lutz Kleinhans – In der Schirn, 1994



Frank Röth – Ausverkauf in Schloss Duino, 1997

N°5

L'EAU



ERHÄLTLICH AUF CHANEL.COM | CHANEL-Kundenservice - Tel. 01 801-24 26 35 (3,9 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).

CHANEL